

BERLIN, MAI 1935 · II. JAHRGANG 5. FOLGE

TAG DER NATIONALEN ARBEIT, SONDERHEFT: PREIS 20 RPF.

DER SCHULUNGSBRIEF



REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Umschlagzeichnung von H. Bartolomäus



„... als der Besten einer hat er sein Leben dem Erwachen seines, unseres Volkes gewidmet, im Dichten und im Denken und am Ende in der Tat." Adolf Hitler

BERLIN, MAI 1935 • II. JAHRG. • FOLGE 5



DER SCHULUNGSBRIEF

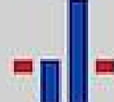
REICHSSCHULUNGSAMT DER NSDAP UND DER DEUTSCHEN ARBEITSFRONT

Aus dem Inhalt:

Geschichtliche Gedenktage

1. 5. 1919	Ende der bolschewistischen Herrschaft in München.
1935	Tag der nationalen Arbeit.
2. 5. 1892	Kampfflieger Manfred Frhr. v. Richthofen geboren.
1933	Die N.S.D.A.P. übernimmt die Führung der deutschen Arbeiter.
3. 5. 1849	Der Dichter der „Wacht am Rhein", Max Schneckenburger, gestorben.
5. 5. 1888	Österreichs völkischer Vorkämpfer, G. v. Schönerer, wird zu vier Monaten schweren Kerkers verurteilt.
6. 5. 1757	Friedrich der Große besiegt die Österreicher bei Prag.
9. 5. 1688	Der Große Kurfürst gestorben.
1805	Friedrich v. Schiller gestorben.
1907	Der Reichsjugendführer Baldur v. Schirach geboren.
1923	Albert Leo Schlageter wird von einem französischen Kriegsgericht zum Tode verurteilt.
10. 5. 1871	Frieden zwischen Deutschland und Frankreich; Elsaß-Lothringen fällt an Deutschland zurück.
1933	Eröffnung des I. Kongresses der Deutschen Arbeitsfront.
11. 5. 1933	Adolf Hitler übernimmt die Schirmherrschaft über die Deutsche Arbeitsfront.
14. 5. 1699	Der Reitergeneral Hans-Joachim v. Zieten geboren.
18. 5. 1782	Der Freischarführer Major Adolf Frhr. von Lützow geboren.
19. 5. 1762	Der Philosoph J. G. Fichte geboren.
1891	Der deutsche Kampfflieger Hauptmann Oswald Boelcke geboren.
20. 5. 1664	Der Baumeister Andreas Schlüter geboren.
1764	Der Bildhauer Gottfried Schadow geboren.
1846	Der Heerführer Generaloberst v. Kluck geboren.
1927	Der Abgeordnete Pg. J. Patzel, Böhmen, gestorben.
21. 5. 1471	Albrecht Dürer geboren.
1921	Entgegen dem Willen der Novemberregierung stürmen Freiwilligenverbände aus allen deutschen Gauen mit dem Deutschlandliede auf den Lippen in Oberschlesien den Annaberg und retten damit deutsches Land.
22. 5. 1813	Richard Wagner geboren.
23. 5. 1618	Beginn des Dreißigjährigen Krieges.
1900	Der Reichsminister Pg. Dr. Frank geboren.
25. 5. 1932	Admiral Franz v. Hipper gestorben.
26. 5. 1521	Der Römische Kaiser Deutscher Nation verhängt auf Betreiben der Katholischen Kirche über Martin Luther die Reichsacht.
1923	Albert Leo Schlageter wird von den Franzosen erschossen.
27. 5. 1234	Schlacht bei Altenesch; der Erzbischof von Bremen läßt in einem „Kreuzzug" die Bauern der Landschaft Stedingen nahezu ausrotten.
1917	(bis 21. 6.) Große Flandernschlacht von der Yser bis zur Lys.
1918	(bis 3. 6.) Schlacht bei Soissons und Reims.
31. 5. 1740	Thronbesteigung Friedrichs des Großen.
1809	Schill fällt bei Stralsund.
1916	Seeschlacht vor dem Skagerrak; der Seemannsdichter Gorch Fock fällt.

2





GEBOREN ALS DEUTSCHER, GELEBT ALS KÄMPFER, GEFALLEN ALS HELD, AUFERSTANDEN ALS VOLK.

MAI

DANIEL SAUER, Sickershausen, 1. 5. 1923 / FRANZ ERTEL, Ottendorf, O.-Österreich, 1. 5. 1933 / HEINRICH WÖLFEL, Nürnberg, 2. 5. 1928 PAUL STENZHORN, Oberhausen a. d. Nahe, 5. 5. 1932 / HEINRICH KOTTMANN, Darmstadt, 12. 5. 1928 / FRANZ ENGEL, Stargard, 12. 5. 1930 / JOSEF WIESHEIER, Gaiganz, 21. 5. 1933 / FRITZ TSCHIERSE, Königsberg/Pr., 25. 5. 1931 / PAUL BILLET, Lahr i. Bad., 25. 5. 1931 / ALBERT LEO SCHLAGETER, Düsseldorf, 26. 5. 1923 GEORG HIRSCHMANN, München, 26. 5. 1927 / GERHARD LIEBSCH, Berlin, 26. 5. 1931 / SILVESTER FINK, Innsbruck, 26. 5. 1932 HEINRICH STOLLENWERK, Düsseldorf, 28. 5. 1933 JODOC KEHRER, Burscheid, 31. 5. 1932

WOFÜR SIE STARBEN, SOLLST DU NUN LEBEN. VERGISS ES NIE – SOLDAT DER REVOLUTION.

SS



ICH und DU

Deutsches Schicksal

Von Kurt Feserich

Der Feiertag der nationalen Arbeit ist der Feiertag des geeinten deutschen Volkes, und mitten in diesem Volk marschiert als sein untrennbarer Bestandteil die deutsche Arbeiterschaft! Auch jene, die einst gläubig die Faust zu einem Gruße ballten, von dem sie meinten, daß er einmal das Symbol der erlösten Menschheit ihrer Klasse werden würde. Und auch du marschiertest mit, du junger deutscher Arbeiter, du Unbekannter unter Millionen, du Kamerad meiner Jugend. Dir will ich diese Worte widmen! Sie sollen dir die Brücke über einen Abgrund sein; in dem eine Lüge zerschellte, für die du gutgläubig geopfert und gekämpft hast. Es sei die Brücke zwischen unseren Herzen, von deinem zu meinem . . .

Erinnern wir uns! Seien wir ehrlich! Damals ... das ist nun fast 20 Jahre her, Berliner Jungens waren wir. Was hatten wir gemeinsam? Nichts? Eigentlich gar nichts, bis auf ein paar Spiele oder eine zufällige Prügelei. Was hat uns noch verbunden? Mich das Bürgerkind aus der Beletage, und dich, den Proletariersohn aus der muffigen Portierloge. — Nichts? — Oh doch!

Damals 1914, als der große Krieg seine Brandfackel in die Länder Europas schlug, damals, als alles jubelte, da zogen auch unsere Väter jubelnd davon. Den gleichen grauen Rock trugen sie. Am gleichen Tage rückten sie ins Feld, und in der gleichen Septemberwoche des Jahres 1914 sind sie gefallen. „Helden für Volk und Vaterland"! sagten die Leute. Das war richtig! Aber für uns, für dich und mich, war es eine bittere Wahrheit.

Und damals kamst du aus deiner Portierloge heraus, morgens, als ich zur Schule ging, und hast mir stumm die Hand gedrückt. Wir wurden Kameraden eines gleichen harten Schicksals, das uns die gleiche erste tiefe Wunde in unsere Knabenseele schlug! Damals . . .

Dann kam der November 1918 mit all seiner Schmach. Zwischen roten Fahnen, revoltierendem Pöbel, zurückflutenden Truppen, die mit den Redensarten von Schönheit und Würde empfangen wurden, fand ich keine Ruhe. So verschlug es mich zu den Korps im Baltikum, zu den Freischärlern, zu den Verfemten der vierzehn Jahre des Zwischenreiches. Wir hörten nichts mehr voneinander. Das Schicksal hatte uns verweht, wie Blätter im Wind ...

Lange Jahre vergingen. Wir schrieben 1930! Erinnerst du dich? Aus den jüdischen Gazetten, von den Anschlagsäulen, von Bauzäunen und Häusermauern leuchtete es: „Schlagt die Faschisten, wo ihr sie trefft!"

Weißt du noch? Nachts war es. Ich kam von der Wahlpropaganda für einen Mann, der heute des deutschen Volkes Führer ist. Müde schimmerten die Laternen. Die Straße war dunkel und leer. Plötzlich sind um mich herum sechs „Genossen" vom Rotfrontkämpferbund. Ich blute schwer unter dem Trommelfeuer ihrer Proletenfäuste, stehe schließlich an einer Mauer, meine Knie wanken.

„Macht ihn doch fertig, den Faschistenhund!" höre ich noch rufen. Da, auf einmal springen sie beiseite. Grüßen mit geballter Faust. „Rot Front!" erwidert ein anderer den Gruß, und dieser andere steht dann vor mir, und das . . . warst du! Schicksal hat uns verweht wie Blätter im Wind. Jahre waren dahingegangen. Zwischen uns war ein Abgrund . . .

Wir standen einander gegenüber damals, Auge in Auge. Du erkanntest mich unter Blut. Haß hieß die Gegenwart und löschte Vergangenheit aus. Löschte sie ganz aus? — Nicht ganz: „Laßt ihn laufen!" befahlst du deinen Leuten und fuhrst sie hart an, als einer zu widersprechen wagte.

Zweimal sind wir einander noch nächtlich begegnet mit unseren Klebekolonnen. Koppelschlösser hämmerten blutige Köpfe. Kampf um Weltanschauungen ließ uns aneinanderprasseln, während die satten Bürger schliefen. Von da ab wußten wir wieder voneinander. Haßten uns! Achteten uns aber dennoch, weil wir um die Ehrlichkeit der Überzeugung des anderen wußten. Du wolltest nichts Schlechtes. Ich kannte dich ja!

Dann kam das Jahr 1932. Das Dritte Reich begann seine Ketten zu sprengen. Wahlschlacht! Im Sturmlokal schrillt das Telephon: „Alarm! Kommune sprengt Wahlversammlung!" S.A. stürzt davon. Der Laufschritt benagelter Schuhe klirrt durch die Nacht. Atemlos keuchen wir in den Saal. Die Stuhlbeinschlacht ist im vollen Gange. Wir schlagen uns durch zum Rednerpult. Bierseidel krachen, Stühle zersplittern. Plötzlich stehen wir einander gegenüber: Du und ich! Schlagen gleichzeitig zu . . . ich fühle einen dumpfen Schmerz und weiß nichts mehr ... besinnungslos! Als ich wachwerde, sehe ich, wie S.A.-Männer dich verbinden. „Laßt ihn laufen!" raune ich einem zu. Du schautest mich an, lange und ruhig. Wir waren quitt!

Später begegneten wir einander auf der Stempelstelle. Regelmäßig, jeden Dienstag. Woche um Woche. In langen Reihen standen wir mit knurrendem Magen und warteten. Die Abgestumpften neben den Erbitterten, die Müden neben den Fiebernden, die Hoffnungslosen neben den Kämpfern! Flüche wurden laut, aus denen Debatten wuchsen. Ich sprach vom Dritten Reich . . . auch mit dir! Mancher lauschte, mancher kam mit mir einen neuen Weg, aber du . . . setztest hinter all meine Reden immer das Ausrufungszeichen deiner unerbittlichen Ablehnung; denn du glaubtest — glaubtest an die Internationale der Weltverbrüderung!

November 1932. Verkehrsstreik! Nebelgrauer Frühmorgen. Volksgenossen kämpfen um Lohn und Brot. S.A. und Kommune ist gleichermaßen auf den dunklen Straßen, um die Arbeit der Streikbrecher zu verhindern. Aber kein Wagen fährt aus, es geschieht nichts. Da, sinnloseste aller System-Attacken, peitschen Schüsse durch den Novembernebel, und einer von uns, ein S.A.-Kamerad, stürzt tödlich getroffen zusammen. Während die Sturmfahne sich senkt und ihr Tuch das Blut des toten Kameraden vom Asphalt saugt, bricht aus hundert Kehlen das Lied Horst Wessels. Dich aber, Kamerad meiner Jugend, sehe ich auf der anderen Seite der Straße mit deinen Genossen die Mützen von den Köpfen ziehen, zu Ehren eines Helden, der für die Volksgemeinschaft sein Leben ließ. Ich will hinüber zu dir, will dir die Hand drücken, will . . . Es geht nicht. Gummiknüppel treiben uns auseinander.

Dann kam die Schicksalswende der Nation. Millionen jauchzten auf am 30. Januar 1933. Dich aber sah ich in jener Nacht durch die Straßen jagen, sah dich in Häusern und Kneipen verschwinden, verbissen, verzweifelt. Suchtest du deine Funktionäre? Suchtest du jene, die dir versprochen hatten, lieber auf die Barrikaden zu gehen, als Hitler die Macht zu überlassen? Hast du sie nicht mehr finden können? Armer ehrlicher Prolet! Guter deutscher Arbeiter! Kamerad!

1. Mai 1933! Feiertag der nationalen Arbeit! Es war nicht Schicksal, es war höhere Fügung, daß ich dich sehen durfte. Gerade dich! In der Millionenmasse begeisterter Menschen. Ich entdeckte dich, zehn Meter weg von mir. Der Führer hatte eben seine Rede geendet. Hell donnerte das Heil! Millionen Arme hoben sich ... Dein Arm hob sich nicht! Aber etwas anderes geschah. Etwas ganz Großes, etwas Heiliges, etwas, was einmalig ist, wie Geburt oder Tod. Dein Gesicht verkrampfte sich wie in Schmerz und Glück. Es war kein Lachen, es war kein Weinen, obwohl dir hartem Jungen die Tränen rannen. Es war jenes große Erkennen, jenes Heimfinden, jene Seligkeit des Geborgenseins in der neuen Gemeinschaft. Es war gewaltiges Bekenntnis aus dem Blute heraus. „Es schau'n aufs Hakenkreuz voll Hoffnung schon Millionen" ... so sangen die Menschen und schenkten dir, deutscher Arbeiter, damit das Symbol der Offenbarung, die da lautet: Schicksalsgemeinschaft aller Deutschen!

Monate gingen dahin. Es war im Herbst zur Reichstagswahl 1933, als ich dir wieder begegnete. Du weißt nichts davon. Aber als ich dich sah, dich so sah, war ich unendlich stolz, war ich glücklich: denn ich sah dich als Sieger.

Draußen war es in Siemensstadt, in der weiten Halle des Dynamowerkes. Der Führer war gekommen, zum letzten Appell an die deutsche Arbeiterschaft. Da standen sie, Kopf an Kopf, mit blauen Kitteln, mit schwieligen Fäusten, rings um das Podium des Führers geschart, und lauschten seinen Worten. Unter den Tausenden einer, das warst du. — Er hat also Arbeit, dachte ich, endlich Arbeit; ich freute mich. — Dein Auge hing am Führer. Dein Herz hörte seine Worte. Und dann hoben sie wieder die Arme, jubelten ihm zu, umdrängten ihn, den Mann, den sie endlich verstanden und der nun auch ihnen das geworden war, was er ist: der Führer!

Und du? Was tatest du? Ich sah, wie du dich plötzlich durch die Menge drängtest, unter Aufbietung aller Kräfte schoben deine Arme die Kameraden beiseite, du bahntest dir einen Weg nach vorn, rücksichtslos, bis du vor ihm standest: du vor deinem Führer! Deine Augen leuchteten, deine Hand streckte sich ihm entgegen. Er nahm sie. Ich weiß nicht, was noch geschehen ist. Ich mußte mich abwenden — ich schäme mich nicht, es zu sagen — es war zuviel ... Ich wußte nur eines: In diesem Handschlag wird ein neues Deutschland geboren! Das Arbeitsvolk des Dritten Reiches, stolz groß und treu! Und du, Kamerad, bist mitten unter ihnen und wirst der Treuesten einer sein!

Ich habe dich nicht sprechen können in Siemensstadt. Aber einmal werden wir einander begegnen. Dann wollen wir frei und offen aufeinander zugehen und uns stumm die Hände schütteln. Wir wollen nicht reden von dem, was war, obwohl wir es nicht vergessen wollen. Mahnende Erinnerung sei es, die uns und die, die nach uns kommen, aneinanderkettet, weil Blut zu Blut gehört. Heute aber am Feiertag der nationalen Arbeit grüße ich dich, du Kamerad meiner Jugend, in dem Millionenheer der schaffenden Menschen, grüße dich und unser Schicksal, das deutsches Schicksal ist. Du warst ehrlich, und darum wurde der Sieg der Nation auch der deine. Du hast deinem Herzen etwas erobert, wofür unsere Väter gemeinsam gestorben sind, und wofür wir nun gemeinsam leben wollen: Deutschland!



Weg und Ziel

DR. ROBERT LEY

Mitte April 1933 gab mir der Führer und Reichskanzler den Auftrag, zu einem von ihm zu bestimmenden Termin die Gewerkschaften zu übernehmen. Am 30. April befahl der Führer als Übernahmetermin den 2. M a i. Die Übernahme geschah aus machtpolitischen Gründen. Die Gewerkschaften waren noch das einzige Instrument in den Händen unserer politischen Gegner. Es war ganz klar, daß nach der Auflösung der Parteien sich alle politischen Gegner in den Gewerkschaften sammeln würden und dort ihr weiteres Betätigungsfeld finden wollten. Das war der Grund, weshalb der Führer die Übernahme der Gewerkschaften durch die Partei anordnete.

Wir fanden die Gewerkschaften in einem trostlosen Zustande vor. Die Mitglieder hatten kein Vertrauen mehr. Die Mitgliedszahl sank von Tag zu Tag, und doch waren, als wir sie übernahmen, noch 5 Millionen schaffende Menschen in ihnen organisiert. Aber nicht allein, daß die Mitgliederzahl schwand, auch die Beitragszahlungen gingen immer mehr zurück. Da aber der Verwaltungsapparat noch genau so aufgebläht war wie zu den besten Zeiten der Gewerkschaften im Jahre 1920, ergab sich naturnotwendig finanziell ein ungeheures Defizit. Dementsprechend wurden dann auch die Leistungen nicht mehr gezahlt. Die Gewerkschaftshäuser befanden sich in einem unglaublichen Zustand. Finanzieller Bankrott, seelischer Zusammenbruch, Hoffnungslosigkeit und ein böses Gewissen, das waren die Kennzeichen der einstmals so stolzen Arbeiterorganisationen Deutschlands.

Als wir am 2. Mai, punkt 10 Uhr, im ganzen Reich die Übernahme vollführten, fanden wir nirgends Widerstand. Es war, als ob die Gewerkschaftsführerschaft auf diese Übernahme gewartet hätte und erleichtert aufatmete, endlich von ihrer Last befreit zu sein. Innerhalb vier Tagen hatte ich die gesamten 169 Arbeiter- und Angestelltenverbände übernommen. Von früh bis spät nahm ich Ergebenheitserklärungen entgegen, und bereits am Freitag konnte ich dem Führer melden, daß es in Deutschland keine Gewerkschaft, ob marxistisch, christlich oder national, gäbe, die nicht in unserer Hand sei.

Was sollte nun aus dieser Unzahl von Verbänden werden? Wir wagten es, im Schwung der nationalsozialistischen Revolution an den völligen Umbau dieser von uns als falsch erkannten Organisationen zu gehen. Wir lösten die Verbände auf und setzten an ihre Stelle die Gemeinschaft aller schaffenden Menschen, die durch das Schicksal gezwungen sind, in einem Betrieb zusammen zu arbeiten. Wir wählten diesen Weg. Sicherlich war er gefährlich. Er war kühn, aber er war allein nationalsozialistisch.

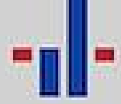
Weshalb war er gefährlich, dieser Weg? Einmal, weil es für den jungen nationalsozialistischen Staat überhaupt eine Gefahr bedeutete, die ehemaligen Gegner weiterhin organisatorisch zusammenzuhalten. Gerade die Gewerkschaften waren das Hauptinstrument des Marxismus gewesen, und viele gute, treue und brave Nationalsozialisten, darunter ich selbst, haben mit Sorge der damaligen Entwicklung entgegengesehen. Zweitens: selbst wenn wir an den Arbeiter herantraten und ihm sagten, wir wollten seine Organi-

sation halten und wollten das Gute auch im Neubau verwenden, wer garantierte uns dafür, daß der Arbeiter überhaupt mitmachte? Und da ist es sicherlich eins der größten Wunder aller Zeiten, daß der deutsche Arbeiter in dem Zusammenbruch seines Staates, seiner Gewerkschaften und all seiner Organisationen nicht selber zerbrochen und hoffnungslos geworden ist. Man hätte nicht verwundert sein dürfen, wenn der deutsche Arbeiter erklärt hätte, der Nationalsozialismus habe gesiegt, den Staat erobert und die Gewalt in Händen, und er, der deutsche Arbeiter, müsse sich darum beugen, aber sein Vertrauen gebe er diesem Staat nicht. Und drittens: es gehörte schon etwas dazu, vor dem wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenbruch der Gewerkschaften nicht selbst den Mut zu verlieren. Nicht allein, daß an barem Vermögen nichts mehr vorhanden war, nein, darüber hinaus hatten die Gewerkschaften nur Schulden. Und doch erklärten wir dem Arbeiter: „Wir werden alle deine Rechte wahren." Und wir haben sie gewahrt.

Zu allen Wenn und Aber, die uns natürlich in unserem Handeln mitbestimmen mußten, kamen die vielerlei Widerstände von innen und außen. Die notorischen Gewerkschaftsgegner sahen jetzt die Gelegenheit, jegliche Arbeitervertretung zu vernichten. Ihnen gesellten sich die Profitgierigen aller Schattierungen zu. Aber selbst die, die es mit dem Arbeiter ehrlich und gut meinten, sahen in diesem Weg, den wir gehen wollten, zum Teil Verrat, zum anderen eine phantasievolle Romantik, und so waren wir gezwungen, für unser Wollen den Kampf nach allen Seiten zu führen. Wie gingen wir nun vor? Vorerst mußte eine Bilanz des Vorhandenen gemacht werden. Rein buchmäßig war das nahezu unmöglich, weil die Buchführung der Gewerkschaften eine geradezu verbrecherische war. Wir stellten fest, daß alle Verbände hohe Bankschulden hatten, die jährlich eine ungeheure Verzinsung verlangten. Wenn wir daher unser Vorhaben, die nationalsozialistische Betriebsgemeinschaft in die Tat umzusetzen, durchführen wollten, dann mußten wir das Alte abbauen und abbrechen, denn wir konnten ja unseren Neubau der nationalsozialistischen Sozialordnung nur dort errichten, wo das Alte gewesen war. So mußten wir darangehen, schrittweise das Alte abzubauen und im gleichen Augenblick durch das Neue Ersatz zu schaffen. Es durfte nirgendwo eine Lücke entstehen. Denn das Wichtigste in unserer Arbeit war, daß die Menschen, die wir zu betreuen hatten, niemals das Gefühl der Heimatlosigkeit bekamen, sondern Vertrauen zu uns erhielten. Wir veranstalteten ununterbrochen Kundgebungen, wir gingen zu dem Arbeiter in die Fabrik, wir redeten vor den Unternehmern. Denn wenn die Arbeitsfront überhaupt einen Sinn und einen Zweck haben sollte, so genügte es ja nicht allein, den Arbeitnehmer zu gewinnen, sondern im gleichen Sinne galt es, den Arbeitgeber zu werben. Diese Arbeit war eine ungeheure, mühsame, und sie verlangte einen unerhörten Glauben, aber sie war auch die schönste von allen. So groß nun unser Glaube als Nationalsozialisten an die Treue und Größe unseres Volkes war und ist, er wurde übertroffen bei unserem Gang durch die Betriebe Deutschlands. Der deutsche Arbeiter war niemals Marxist, man redete ihm das nur ein, und niemals war der deutsche Unternehmer jene profitgierige Hyäne, zu der man ihn an der Börse machen wollte. Ich gestehe es hier offen und frei, daß gerade dieses unerhört große Maß von Anstand, das ich beim deutschen Schaffenden antraf, mir die Kraft gab, den Kampf in der von uns eingeschlagenen Weise fortzusetzen.

Neben diesem Werben um Verständnis und Vertrauen der breiten Masse galt es als Viertes die eigenen Mitarbeiter, die Amtswalter der Arbeitsfront, mit unseren Zielen und unserem Wollen vertraut zu machen. Denn was nützt es, wenn die Führung von dem Erleben der Betriebsgemeinschaft erfüllt ist und die nachgeordneten Dienststellen noch nach altgewohnter Weise in Klassenkampf machen. Hier setzte von uns eine systematische Schulung sowohl in sachlicher wie in weltanschaulicher Hinsicht ein. Denn auch das war für uns notwendig, den Typ des Gewerkschaftssekretärs, der immerhin dem Arbeiter mehr oder weniger ein sachlicher Anwalt war, durch das Können unserer Amtswalter zu ersetzen. Darüber hinaus galt es aber, ihn zum fanatischen, weltanschaulichen Prediger des Nationalsozialismus zu machen und zu halten.

Dann mußten wir die gesetzliche Lücke, die durch das Verschwinden der Gewerkschaften und der Arbeitgeberverbände entstand, durch ein neues Gesetz ausfüllen. Da die Tarife durch Pakt nicht mehr ausgehandelt werden konnten, weil diese nicht mehr vorhanden waren, mußte eine neue In-



Der Arbeiter

stitution diese Aufgaben übernehmen. Durch das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit wurde diese entstandene Lücke ausgefüllt. Hieran hat die Arbeitsfront maßgeblich mitgearbeitet, und wir können wohl heute alle mit Stolz sagen, daß dieses Gesetz, trotzdem es völlig neue Gedanken, wie den der sozialen Ehre brachte, sehr gute Erfolge erzielt hat. Damals wurde es geschaffen aus einer Zwangslage heraus, und wir hätten alle, die daran mitgearbeitet haben, auch das Reichsarbeitsministerium, das Reichswirtschaftsministerium und die Arbeitsfront, gern noch einige Jahre oder sogar Jahrzehnte gewartet, bis das Volk für diesen Gedanken reif wurde, jedoch gestatteten uns das die Verhältnisse nicht.

Ferner mußten wir erreichen, daß die Massen ihren Blick von den materiellen zu den ideellen Werten des Volkes lenkten. Materiell konnten wir den Arbeitermassen nichts bringen, da Deutschland arm, zerrüttet und verelendet war. Neue Löhne und ähnliche Dinge kamen nicht in Frage. Man muß sich einmal überlegen, wenn Menschen jahrzehntelang nur ihren Blick auf das Materielle gewandt haben, und dann eine Revolution durchbricht, so ist es in der Geschichte aller Völker noch nie dagewesen, daß diese Menschen nicht von neuem materielle Forderungen stellten. Auch das ist sicherlich eines der Geheimnisse für das Ausland: wie ist es den Deutschen möglich gewesen, den Materialismus, der vorher durch alle Mittel aufgepeitscht war und der durch die nationalsozialistische Revolution noch weiteren Antrieb hätte bekommen müssen, niederzuhalten und dafür den Blick der schaffenden Menschen auf die ideellen Werte des Volkes hinzulenken?

Was erreicht wurde

Was ist von alledem nun heute erreicht worden? In Deutschland existieren keine Verbände mehr, weder Arbeitgeber- noch Arbeitnehmerverbände. Die Arbeitsfront ist eine völlige Einheit geworden mit einer zentralen Verwaltung. Die Betriebsgemeinschaft ist ihr Fundament. Um die Menschen innerhalb dieser Betriebsgemeinschaft besser zu betreuen, ist sie unterteilt in Zellen und Blocks. Mehrere Betriebsgemeinschaften sind zu einer Ortsgruppe zusammengefaßt und eine Anzahl von Ortsgruppen bildet einen Kreis. Der Kreis entspricht den Verwaltungseinheiten in Preußen. Auf dem Lande und in der Provinz bilden Kreise den Gau. In all diesen Organisationseinheiten sind Arbeiter, Angestellte und Unternehmer zusammengefaßt. Das Vorbild für diese Organisation ist die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei. Im Aufbau an sich wie auch gebietsmäßig liegt die Führung der Deutschen Arbeitsfront in Händen der N.S.D.A.P., sowohl organisatorisch wie personell und vor allem politisch.

Die Finanzen der Arbeitsfront sind nicht nur gesund, sondern ich kann mit Stolz und Recht bekennen, daß wir große Vermögen heute unser eigen nennen. Die Beiträge wurden um die Hälfte gegenüber den früheren Gewerkschaftsbeiträgen gesenkt. Der frühere Beitrag betrug durchschnittlich 3 Reichsmark, der Beitrag für die Deutsche Arbeitsfront durchschnittlich 1,47 Mark. Wir haben bei über 20 Millionen Mitgliedern ein Gesamtjahreseinkommen von rund 300 Millionen. Die Verpflichtungen der Belegschaften gegenüber ihren Mitgliedern hat die Deutsche Arbeitsfront in vollem Umfange übernommen. Wir zahlen nicht allein alle gesetzlichen Verpflichtungen, wie Invaliden-, Alters-, Arbeitslosenrente und Sterbegeld, sondern wir haben darüber hinaus auch alle Renten, die die Gewerkschaften in ihrem letzten Jahr nicht mehr gezahlt haben, nachgezahlt. Die Unterstützungen machen heute im Jahre etwa 80 Millionen aus.

Und etwas, das die Gewerkschaften nicht hatten, haben wir neu eingerichtet: Die Rechtsberatungsstellen. Sie beraten in gesonderten Kammern sowohl den Arbeitnehmer als auch den Unternehmer und tragen durch ihre vermittelnde Tätigkeit außerordentlich zum sozialen Frieden in Deutschland bei. Zum Beispiel hatte die Stadt Dresden in einem Monat 1300 Streitfälle aus dem Arbeitsverhältnis. Von diesen 1300 Streitfällen gingen nur dreißig an das Arbeitsgericht, weil eine Einigung zwischen den streitenden Parteien durchaus nicht möglich war. Die Rechtsberatung durch die Deutsche Arbeitsfront erstreckt sich selbstverständlich nur auf arbeitsrechtliche Streitfälle. Sie berät die Mitglieder kostenlos, und die Arbeitsfront bringt für diese Rechtsberatungsstellen im Jahre 12 Millionen Mark an Kostenbeiträgen auf.

Eine weitere Einrichtung, die die Gewerkschaften nicht hatten, sind die Volksgesundheitsstellen. Hierfür zahlt die Arbeitsfront 6 Mil-

lionen Mark. Durch diese Stellen sollen Vorbeugungsmittel gegenüber betrieblichen Krankheiten wie Vergiftungen, Verstaubung der Lunge usw. durchgeführt werden. 40 Millionen Reichsmark zahlt die Deutsche Arbeitsfront allein für die Berufserziehung ihrer Mitglieder. Für die Fach- und Berufspresse sind hiervon 18 Millionen Mark eingesetzt, für die Umschulung und Berufsschulung weitere 18 Millionen Mark, für den Berufswettkampf und die Erziehung der Jugendlichen 4 Millionen Mark. Für das Feierabendwerk „Kraft durch Freude" zahlt die Deutsche Arbeitsfront im Jahre 20 Millionen Mark. Als ich die nationalsozialistische Gemeinschaft „Kraft durch Freude" ins Leben rief, habe ich geglaubt, daß sie unendlich viel mehr geldliche Mittel in Anspruch nehmen würde. Die Kosten blieben jedoch relativ niedrig, weil meine Mitarbeiter ihre Aufgaben von Anfang an richtig aufgefaßt haben. „Kraft durch Freude" ist keine Wohltätigkeitseinrichtung, sondern es ist ein Werk, das den Gestaltungswillen des deutschen Menschen in die richtigen Bahnen lenkt. Unsere großen Erfolge sind allein dadurch erreicht worden, daß wir die breite Masse an dem Aufbau dieses Werkes teilnehmen lassen, daß wir die schöpferischen Kräfte im Volke richten; daß wir alle Mittel, die Deutschland auf kulturellem, verkehrstechnischem und wirtschaftlichem Gebiet hat, auf ein Ziel ausrichten und zusammenfassen.

Noch einige Zahlen seien genannt. Bereits im ersten Jahre sind über zwei Millionen Arbeiter durch „Kraft durch Freude" in Urlaub gebracht worden, eine weitere Million hat Wochenendfahrten machen dürfen, fast eine Million ist durch das Sportamt bereits erfaßt worden, Tausende und aber Tausende von Fabriken sind durch das Amt „Schönheit der Arbeit" menschenwürdig gemacht worden. Vor kurzem haben wir fast 4000 deutsche Arbeiter nach Madeira und den Azoren fahren lassen. „K. d. F." bedeutet also keine Romantik, sondern höchsten Sozialismus der Tat. Wir werden bereits in diesem Jahr, also im zweiten Jahre des Bestehens dieses Werkes, die Zahlen verdoppeln. Wir werden zwei weitere Schiffe bauen, und es ist zu hoffen, daß bereits in einigen Jahren die breite Masse der Industriearbeiter jedes zweite Jahr in Urlaub geschickt werden kann. Unsere Fürsorge jedoch erstreckt sich nicht allein auf die Industriearbeiterschaft, sondern in gleichem Maße auf das Handwerk. Wir werden in diesem Jahr das Gesellentum auf breitester Grundlage wieder aufleben lassen und hoffen damit auch ein Stück sozialer Befriedung zu erreichen.

Für die weltanschauliche Erziehung unserer Amtswalterschaft hat die Deutsche Arbeitsfront im letzten Jahr 9 Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Für soziale Betreuung im Betriebe zahlten wir 8 Millionen Mark. Die Verwaltungsunkosten der Deutschen Arbeitsfront betragen 70 Millionen im Jahr, etwa 22 bis 23 Prozent. Wenn man bedenkt, daß die Verwaltungsunkosten der früheren Gewerkschaften mehr als das Doppelte waren, so wird man erst ermessen, wie verantwortungslos die früheren Arbeiterführer gehandelt haben. Die Verwaltungsunkosten der früheren Gewerkschaften betrugen bei 3 Mark Durchschnittsbeitrag und 9 Millionen Mitgliedern im Jahre 1920 55 Prozent. Die Verwaltungskosten der Deutschen Arbeitsfront betragen heute auf diesem gleichen Durchschnittsbetrag und 20 Millionen Mitglieder berechnet, 11 Prozent. An außeretatlichen Leistungen hat die Deutsche Arbeitsfront im Jahre 1934 für Urlaubszuschüsse im Bergbau, Schaffung von Unterkunftsmöglichkeiten bei den Reichsautobahnen, Winterhilfswerk des deutschen Volkes, Theaterzuschüsse, Unterstützung notleidender Betriebe, Bürgschaften für Verpflichtungen ehemaliger Gewerkschaften, für ihre Baugesellschaften rund 22 Millionen gezahlt. Durch die Bank der Deutschen Arbeit und ihre Versicherungsgesellschaften sind für Siedlungszwecke annähernd 100 Millionen Mark ausgegeben worden. Trotz dieser großen Ausgaben bleibt ein Vermögen übrig.

Die vornehmste Aufgabe, sagte ich vorhin, war der Werbefeldzug durch die breite Masse der Arbeitsfront. Es galt zu beweisen, daß der Gedanke der Gemeinschaft nicht allein auf dem Papier stand, sondern daß der Klassenkampfgedanke auf beiden Seiten keinen Platz mehr in den Deutschen hat. Wenn wir uns hier die Frage vorlegen, ob unser Bestreben Erfolg gehabt hat, so ergibt das ein Gang durch die deutsche Wirtschaft. Es ist ein neuer Geist in den Betrieben. Der Arbeiter fühlt sich selber nicht mehr als Prolet und als Kuli. Wenn wir auch keine Lohnerhöhung haben durchführen können, so müssen wir immer wieder

sagen, wir haben $4^1/_2$ Millionen Menschen in Arbeit gebracht. Und solange noch zwei Millionen arbeitslos sind, kann man nicht an eine Lohnerhöhung denken.

Ebenso ist das weitere Ziel, das wir uns im vorigen Jahre stellten: Schaffung eines neuen Typs eines Sozialführers, erreicht worden. Während der Gewerkschaftssekretär der Anwalt der Interessen war, ist der Amtswalter der Deutschen Arbeitsfront der ehrliche Makler der streitenden Parteien und der Anwalt des Volkes. Wir sind uns darüber klar, daß wir die Interessengegensätze nicht aus der Welt schaffen können. Das wollen wir auch nicht. Wer etwas leistet, soll fordern. Und ebenso soll der Unternehmer, der diese Forderungen nicht bewilligen kann, soviel Rückgrat haben, sie abzuschlagen. Wir wollen aber, daß beide, ob Arbeitnehmer oder Unternehmer, ehrlich und wahrhaftig miteinander sein sollen. Und wir wollen, daß beide das Interesse der Gemeinschaft über ihr eigenes Interesse stellen.

Und ebenso ist das Letzte, was wir uns im vergangenen Jahr stellten, erreicht worden. Die Masse der schaffenden Menschen hat eine neue Blickrichtung bekommen. Wirtschaftskämpfe gehören in Deutschland der Vergangenheit an. Während wir überall bei allen Völkern Gärung, Streik, Aussperrung usw. beobachten, ist in Deutschland ein sozialer Frieden. Und daß dieser Frieden kein Kirchhofsfrieden ist, d. h. ein Frieden, der mit dem Gummiknüppel und Maschinengewehren erkauft wurde, zeigt jeder Tag. Wir Nationalsozialisten sind uns auch darüber klar, daß wir solche Wirtschaftskämpfe nicht mit Gewalt unterdrücken dürfen, nachdem wir den Weg des Aufbaus und der Mitarbeit gegangen sind, daß wir nicht wie ein schlechter Pädagoge das Volk mit dem Stock erziehen wollen, sondern durch die Richtigkeit unseres Wollens und die Erkenntnis unserer Vernunft.

Unser Ziel

Was ist nun unser Ziel, und was sehen wir einmal als das Ideal unserer Sozialordnung an? Unser Ziel ist ein glückliches und zufriedenes Volk. Wie jedoch werden wir dahin gelangen? Über all unserem Tun steht der Gedanke der Gemeinschaft. Wir erklären, Arbeitnehmer und Unternehmer gehören auf Gedeih und Verderb zusammen, und wir werden sie zusammenschließen und werden sie nicht loslassen, bis diese Erkenntnis Allgemeingut auch des letzten Deutschen geworden ist. Wir wissen, daß man diese Gemeinschaft nicht allein predigen kann, wir wissen, daß der Mensch immer wieder zurückfällt in seine Ichsucht und in seinen Eigennutz, in seinen Dünkel und in seinen Klassenhaß. Deshalb werden wir diese Gemeinschaft üben müssen, tagtäglich. Wie der Soldat seine soldatischen Tugenden üben muß, so muß man auch die Gemeinschaft üben und exerzieren. Dazu dient unsere Organisation, der Block, die Zelle, die Ortsgruppe usw. Dazu dienen die Betriebsappelle im Betrieb, dazu dient „Kraft durch Freude" außerhalb des Betriebes, und es werden im Laufe der nächsten Jahre unaufhörlich neue Methoden gefunden werden, wie man die Gemeinschaft exerzieren und üben kann. Als Zweites wollen wir dem Menschen das Gefühl der Geborgenheit geben. Nicht daß ein Volk opfert, macht ein Volk krank und schwach — nur dann, wenn die Opfer die Kraft des Volkes übersteigen, kann ein Zusammenbruch kommen —, sondern das Opfer, wie wir es verstehen, stärkt ein Volk; nur will der Mensch das Gefühl haben, daß sich die Gemeinschaft um ihn, diesen einzelnen Menschen sorgt und kümmert.

Man wird von jedem soviel Opfer verlangen können, wie die Gemeinschaft an Sicherung dem einzelnen zu geben gewillt ist. Und ein anderes wünscht der Mensch: daß diese Sorge und diese Geborgenheit nicht allein auf einzelne Teile des Volkes und auf einzelne Schichten übertragen wird, sondern daß diese Sorge der Nation a l l e, und zwar a l l e gleichmäßig umfaßt.

Ferner muß unser Ziel sein, jedem Menschen nicht nur e i n e n Arbeitsplatz zu geben, sondern s e i n e n Arbeitsplatz. Das heißt, es genüge nicht allein, daß die Menschen ein Recht auf Arbeit haben, wie es der nationalsozialistische Staat durch seine Erfolge verwirklicht, sondern es muß unser Ziel sein, den deutschen Arbeiter zum besten Qualitätsarbeiter der Welt zu machen. Wir Deutschen sind arm an materiellen Gütern, auch an Bodenschätzen sind wir nicht so reich wie die übrigen Völker, desgleichen leidet Deutschland unter einer ungeheuren Raumnot, jedoch in einem hat uns das Schicksal bevorzugt: der Deutsche hat eine unerhörte schöpferische Kraft, die ihn zur

höchsten geistigen und handwerklichen Leistung befähigt. Dieses Kapital gilt es auszunutzen. Nicht allein zum Segen Deutschlands, sondern sicherlich in gleichem Maße zum Segen der gesamten Welt.

Als weitere große Aufgabe steht vor uns, daß wir die Materie dem Menschen wieder dienstbar machen, daß nicht der Mensch zur Maschine, sondern die Maschine zum Instrumenten des Menschen wird. Das vergangene Zeitalter verwechselte Sachwaltung mit Menschenführung. Es hatte die besten Bankiers, die besten Ingenieure, die besten Finanzgenies, glänzende Kaufleute und Wirtschaftler. Seine Devise war: Wirtschaft ist Schicksal. Es vergaß aber, daß alles das — wie überhaupt jede menschliche Einrichtung — letzten Endes des Volkes wegen da zu sein hat, daß über jeder Sache, über jeder Materie, über allem Geld dieser Erde, über aller Organisation dieser Zeit der Mensch steht als Persönlichkeit, dem alles dieses dienstbar ist.

Welche Institutionen haben wir geschaffen oder werden wir noch schaffen, um diese Ziele zu erreichen? Zuerst: zur Schaffung einer Gemeinschaft dienen die Betriebsgemeinschaften. Wir haben 18 Reichsbetriebsgemeinschaften, Textil, Druck, Papier, Stein und Erde usw., die in Sparten unterteilt sind. Die Betriebsgemeinschaften sind Glieder der Dienststellen der Deutschen Arbeitsfront. Ihnen obliegt vor allem, eifersüchtig über die Gemeinschaft sowohl im Betrieb wie außerhalb des Betriebes zu wachen. Sie sind unsere Sinnesorgane, die uns jede seelische Veränderung in den Massen mitteilen und die wiederum das politische Wollen der Führung in die Massen hineintragen.

Um die Fähigkeiten im Deutschen zum Wohle des deutschen Volkes und zum Wohle der Menschheit überhaupt bis zum Letzten auszunutzen, haben wir ein Amt für Berufserziehung ins Leben gerufen, von dem ich eine ganz besonders große Wirkung in der Schaffung einer gerechten Sozialordnung erwarte. Dieses Amt für Berufserziehung wird den jungen Menschen, wenn er aus der Volksschule kommt, beraten. Es wird ihn auf seine Eignung, auf seine Fähigkeiten und auf seine Fertigkeiten prüfen und wird ihm dann den Beruf zuweisen, für den er geeignet ist. Es genügt nicht, daß man den jungen Menschen in eine Lehre tut, sondern die Gemeinschaft hat die Pflicht, diese Lehrlingszeit ständig zu überwachen und in dieser Zeit die höchstmöglichste Fertigkeit für den jungen Menschen zu erzielen. Lehrlingswerkstätten, Berufsschulen, alles das soll und muß auf ein gemeinsames Ziel ausgerichtet werden, wie es der Führer in seiner Verordnung vom 24. Oktober 1934 vorschreibt.

Aber wir verlangen nicht allein, daß das Heer der ungelernten Arbeiter auf ein möglichstes Minimum herabgesetzt und dafür das Heer der gelernten Arbeiter wächst, nein, wir werden auch den Menschen in seinem Berufe nach seiner Lehrlingszeit dauernd betreuen und werden für seine Fortbildung ständig Sorge tragen. Hierbei wird uns eine ausgezeichnete Fach- und Berufspresse helfen. Heute bereits hat diese Fach- und Berufspresse eine Auflage von 13 Millionen Exemplaren.

Aus unseren gesamten Maßnahmen aber werden sich die Begriffe „Lehrling", „Geselle" und „Meister" herauskristallisieren, und die heutigen Begriffe, wie „ungelernter Arbeiter", „gelernter Arbeiter", „Angestellter" und „Arbeitgeber", werden aus unserem Sprachschatz verschwinden. Die neue Gesellschaftsordnung Deutschlands wird sich alsdann nicht mehr aufbauen auf dem Geldsack und auf dem Besitz, sondern allein auf der Leistung und auf der Fähigkeit der Menschen. Alsdann wird zum erstenmal eine gerechte Berufsvermittlung möglich sein, und wir werden dem Führer melden können, daß jetzt jeder arbeitsfähige Deutsche seinen Arbeitsplatz hat.

Um den Mitgliedern der Arbeitsfront das Gefühl der Geborgenheit zu geben, haben wir ein Amt für Selbsthilfe, dessen Hauptarbeit gegenwärtig die Fortsetzung der Unterstützungen der ehemaligen Gewerkschaften ist. Künftig jedoch soll nicht allein der Deutsche nur dann, wenn er nicht mehr schaffen kann, wenn er krank, invalid oder alt ist, geborgen sein, sondern dieses Amt für Selbsthilfe soll vor allem das Starke fördern, d. h. es soll Mittel bereitstellen, um u. a. dem Gesellen eine Existenzmöglichkeit zu geben.

Vor allem aber werden wir in diesem Jahr darangehen, die Unterlagen für eine wirklich fruchtbringende Sozialpolitik zu schaffen. Es ist erschütternd, wie die Menschen auf allen Gebieten versucht haben, ihr Tun und Handeln wissenschaftlich zu untermauern. Auf sozialpolitischem Gebiet dagegen haben wir überhaupt keine

Forschung und keine haltbare wissenschaftliche Erkenntnis, die unser Tun und Handeln beeinflussen könnte. Hier sind die Bedingungen und Verhältnisse, wie die Menschen naturgesetzlich zusammenwohnen und arbeiten müssen, niemals erfolgreich untersucht worden. Was bisher geschah, stellte nur ein ungeheures Flickwerk dar. Man frage nur einmal, nach welchen Gesichtspunkten die Vergangenheit den Lohn festgesetzt hat. Sie hat gefeilscht und gehandelt, und wer am durchtriebensten war, der holte Vorteile für seine Partei heraus. Nach einem Schlüssel oder System dagegen ist nie geforscht worden. Ein Betriebsführer beispielsweise muß ein tüchtiger Ingenieur, ein tüchtiger Kaufmann sein, das sind alles Selbstverständlichkeiten. Wie er aber die Menschen behandeln muß, davon hat er meistens keine Ahnung.

Nehmen wir einmal als wichtiges Beispiel: Wie finden wir einen gerechten Lohn? Bisher war die Arbeit eine Ware, die man aushandelte nach Angebot und Nachfrage. Es war der moderne Sklavenmarkt. Wir dagegen wünschen, daß der Lohn als eine Anerkennung für die Leistung des Menschen gewertet wird, für den gesamten Menschen, nicht allein für seine Fertigkeiten in seinem Berufe. Der Lohn im nationalsozialistischen Deutschland setzt sich aus unendlich vielen Faktoren zusammen. Aus der Berufswahl, aus den Arbeitsverhältnissen, aus der Behandlung. Das Akkordsystem der Gegenwart ist das Schändlichste, was je Menschen erfunden haben. Das laufende Band und die Stoppuhr sind die Schrecken der Arbeiter, und doch kann beides in ein gerechtes Verhältnis zum Menschen gebracht und ein gerechtes Akkordsystem gefunden werden. Allein die Art der Entlohnung, ob Stunden-, Wochen- oder Monatslohn, spielt eine ungeheure Rolle. Das Kündigungssystem, der Urlaub, alles das sind Dinge, die zum Lohn gehören.

Zunächst muß ich ein Existenzminimum schaffen. Die Erforschung dieses Existenzminimums wird ungeheuer schwer sein. Aber sollte es denn unmöglich sein, herauszubekommen, unter welchen Bedingungen ein Deutscher einfach nicht leben kann? Die vergangenen Jahre haben gezeigt, wo eine Existenzmöglichkeit aufhört und wo der Untergang beginnt, und ich glaube, daß man das in Zahlen zum Ausdruck bringen kann, in denen die kulturelle und zivilisatorische Höhe unserer Rasse einen Ausdruck findet. Die andere Grenze ist die Sicherung der Menschen vor Notständen, eine gerechte Alters- und Invaliden-, Unfall- und Krankenversicherung. Auch hier werden wir neue Wege gehen.

Wer hätte sich jemals mit dem Aufbau der Arbeit befaßt. Ein ungeheures Gebiet! Wie setze ich den Hebel an, wie fasse ich den Hammer, wie breche ich die Steine, wie wirkt die eintönige Arbeit am laufenden Band psychologisch auf die Menschen? Ein wirklich großes Gebiet, und nichts ist getan worden, keinerlei Ergebnisse sind vorhanden, auf denen wir weiterbauen könnten. Wenn wir dem vergangenen System etwas zum Vorwurf machen, so ist es gerade dies: das Ganze, was sich Sozialfürsorge und Sozialpolitik nannte, war Trug und Schwindel, weil es keinerlei Unterlagen hatte, die sich auf Erkenntnisse und Erfahrungen aufbauen konnten. So wird es unsere Aufgabe sein, nicht dieses Flickwerk weiterzuführen, sondern wir werden System hineinbringen, wir werden ein Forschungsinstitut gründen, wo all diese Dinge nach der sozialen, wirtschaftlichen, technischen, finanziellen Seite geprüft und erforscht werden. Die Ergebnisse sollen alsdann zur Weiterbearbeitung ihrerseits den betreffenden Ministerien und zum anderen den Zentralämtern in der D.A.F. zugeleitet werden; alsdann werden diese Ergebnisse der Inhalt unserer sozialpolitischen Schulung sein. Wir haben insgesamt 17 Institute, von denen vier je 500 Mann fassen können, so daß wir hoffen, in weiteren fünf Jahren einen besonders hervorragenden Stab von Amtswaltern in der Deutschen Arbeitsfront zu haben.

So wird die Arbeitsfront der Selbstverwaltungskörper sein, in dem die schaffenden Menschen ihre Belange, ihre sozialen Forderungen und ihre soziale Stellung selbst ordnen und regeln werden. Der nationalsozialistische Staat will weder der Despot noch die Amme der Menschen, sondern der väterliche Pädagoge seines Volkes sein. Er sieht das Wesen der höchsten Demokratie darin, die Menschen zur intensivsten Mitarbeit an den zu lösenden Aufgaben heranzuziehen. So ist das neue Deutschland unter seinem Führer Adolf Hitler das Deutschland der Gemeinschaft, der Treue, der Kameradschaft, es ist das Deutschland der Leistung und der Anerkennung dieser Leistung, das Deutschland einer gemeinsamen Ehre.

Dr. Fritz Nonnenbruch:

Der Sinn des 1. Mai

Der Nationalsozialismus ist der legitime Erbe und Vollender der deutschen Arbeiterbewegung. Er hat den Marxismus nicht gebrochen, um den deutschen Arbeitern Rechte zu nehmen, sondern um die Arbeiterbewegung aus der Sackgasse, in der der Marxismus sie hineingebracht hatte, wieder herauszuholen. Gerade weil der Nationalsozialismus sich in den Dienst des Strebens der deutschen Arbeiterschaft nach einer gerechten Wirtschaft gestellt hat, mußte er den Marxismus vernichten.

Als Vollender der deutschen Arbeiterbewegung hat der Nationalsozialismus den 1. Mai als Feiertag übernehmen können. Die Reaktion hat nicht verstanden, daß der 1. Mai im Dritten Reich der Festtag der nationalen Arbeit geworden ist. Hat doch die Reaktion sich sogar gegen das berechtigte Bestreben der Arbeiterschaft nach einer gerechten Wirtschaft gestemmt.

Allerdings ist dem 1. Mai der klassenkämpferische Charakter, der ihm vom Marxismus zugekommen war, genommen worden. Die Befreiung des Arbeiters, die der Marxismus zu erstreben vorgab, ist Unsinn. Wovon soll der Arbeiter befreit werden? Der Marxismus antwortet: Von der Arbeit für andere. Aber jede Arbeit hat doch ihren Sinn nur daher, daß sie für andere geschieht. Der Bauer stellt seine Erzeugnisse für den Industriearbeiter, der Industriearbeiter für den Bauer usw. her. Den Arbeiter von der Arbeit für andere befreien wollen, heißt, ihn von der Arbeit überhaupt befreien wollen.

Aber die Arbeit soll frei werden! Erstens von der Ausbeutung und zweitens von der Willkür des Kapitals. Das Kapital besaß die Machtstellung, zu bestimmen, ob gearbeitet würde und wer arbeiten konnte. Das Kapital verwaltete die Arbeitsplätze in der deutschen Wirtschaft. Es hat mit ihnen geschaltet und gewaltet, wie es wollte. Das Kapital hat es schließlich für wirtschaftliche Vernunft gehalten, sechs Millionen Volksgenossen zur Arbeitslosigkeit zu verdammen. Die Arbeit war dem Belieben und der Willkür des Kapitals unterstellt.

Weil das Kapital die Macht über die Arbeitsplätze hatte, konnte es die Löhne drücken. Wie in den Kartellen die Preise möglichst hochgehalten wurden, wurde die industrielle Reservearmee dazu benutzt, die nach Arbeit suchenden Arbeiter gegeneinander auszuspielen; und damit wurden die Löhne gedrückt. Das Spiel der Kräfte in der Wirtschaft wurde verfälscht. Es wurde in der Wirtschaft ausgeschaltet und in die Politik gedrängt. Das Kapital und der Marxismus stritten darum, wer die Verfügungsgewalt über die Arbeitsplätze haben sollte. Am Ende dieses Streites stand nicht die wirtschaftliche Gerechtigkeit und die Befreiung der Arbeit, sondern der Bürgerkrieg.

Der Nationalsozialismus befreit die Arbeit, indem er dem Kapital die Verfügungsgewalt über die Arbeitsplätze nimmt. Er unterjocht nun die Arbeiter nicht wieder aufs neue, indem er diese Verfügungsgewalt einer Bürokratie zuerteilt. In diesem Falle wäre der Arbeit genau so das Feld zur freien Auswirkung genommen worden, wie es im Kapitalismus geschehen ist.

Der Nationalsozialismus schafft das Recht auf Arbeit. Der Staat reißt damit die Verfügungsgewalt über die Arbeitsplätze gerade nicht an sich, wodurch die Arbeit in eine neue Abhängigkeit käme. Er bricht nur die Macht des Kapitals, allein bestimmen zu können, ob und wieviel gearbeitet werde.

Im Kapitalismus galt der Satz: Kapital schafft Arbeit. Da beherrschte das Kapital die Arbeit. Für den Nationalsozialismus gilt der Satz: Arbeit schafft Kapital. Da ist das Kapital zwar nicht abhängig vom Arbeiter. Das wäre Bolschewismus und eine leere Phrase. Vom Arbeiter ist das Kapital nie abhängig, sondern höchstens von einer Regierungsclique, die vorgibt, im Namen des Arbeiters zu regieren und dabei immer in ihrem eigenen Namen handelt: mit noch stärkerer Willkür, als der Kapitalismus das getan hat. Aber von der Arbeit wird das Kapital dann abhängig. Wenn die Wirtschaft nach Durchführung des Rechtes auf Arbeit nicht mehr bestimmen kann, wieviel gearbeitet wird, dann bleibt ihr nur die eine Aufgabe, für eine möglichst wirtschaftliche Zusammensetzung des Güter- und Leistungsstromes zu sorgen. Als das Kapital die Arbeit beherrschte, schränkte es die Arbeit ein, um die Herrschaft des Kapitals zu erhalten. Ist das Kapital von der Arbeit abhängig, dient es zusammen mit der Arbeit dem

ganzen Volke: das ganze Volk arbeitet, und die Wirtschaft hat dafür zu sorgen, daß die Erzeugung in seiner Gliederung sich der Gliederung des Bedarfs am besten und zweckmäßigsten anpaßt. In diesem Bemühen hilft der Staat mit seiner Wirtschaftspolitik der Wirtschaft. Er übernimmt die Steuerung der Erzeugung, die die Wirtschaft aus eigenen Kräften nicht vollbringen kann. Bisher ist in der nationalsozialistischen Agrarpolitik diese Steuerung der Wirtschaft am deutlichsten in Erscheinung getreten.

Ist durch das Recht auf Arbeit die Arbeit befreit worden, dann ist jeder Lohndruck unmöglich. Das Kapital ist von der Arbeit abhängig: es ist gezwungen, dem besten Arbeiter nachzujagen und Leistungslöhne zu zahlen. Der Zwang, hochqualifizierte Arbeiter im Betrieb zu haben, sichert die Gerechtigkeit in der Entlohnung ungleich besser, als noch so tüftelige Tarifabkommen.

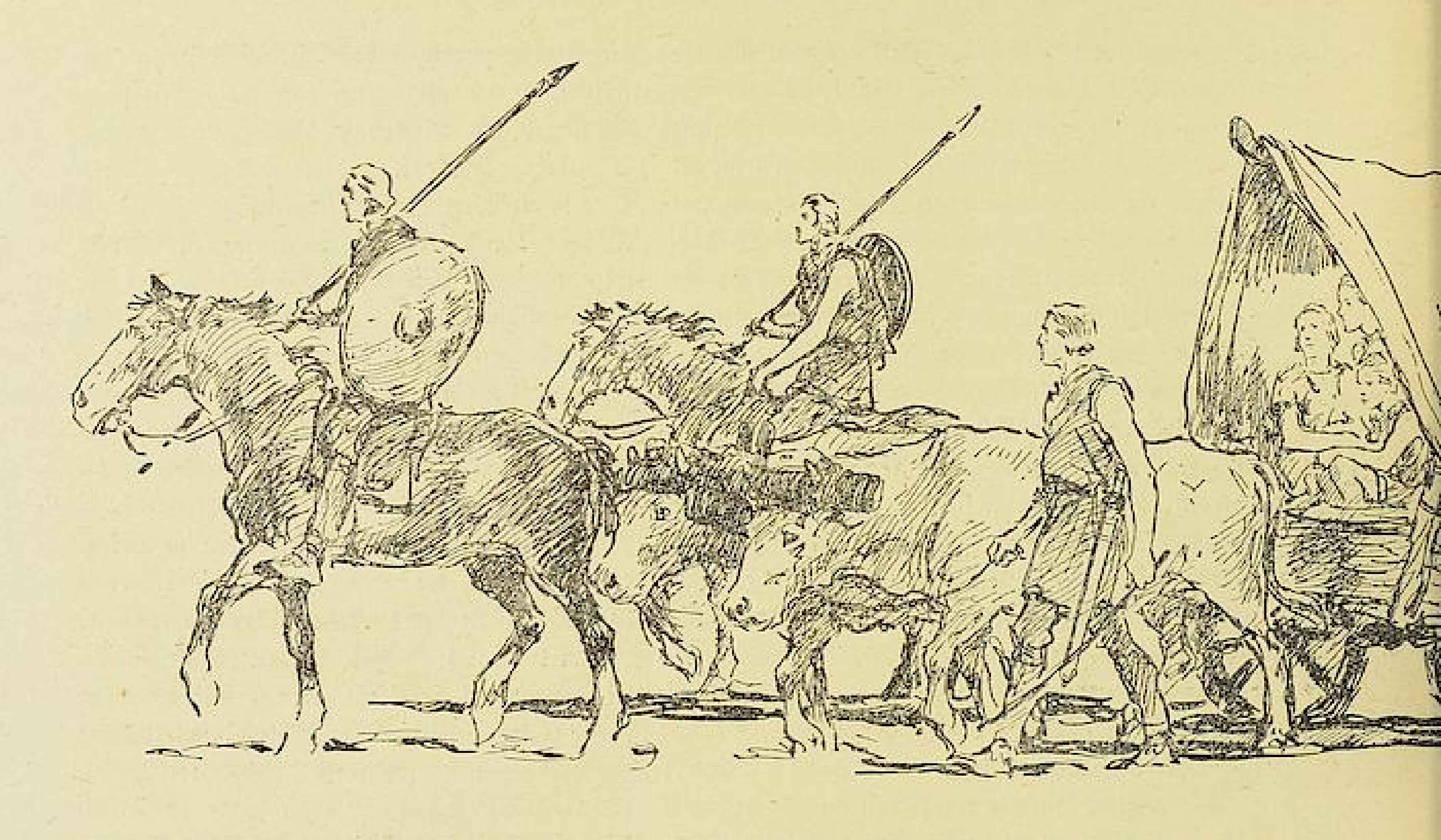
Die Arbeit wird nicht frei, indem der Arbeiter befreit wird, sondern der Arbeiter wird frei, indem die Arbeit befreit wird. Der erste Weg führt zu Experimenten in der Wirtschaft, für die das Volk die Kosten bezahlen muß. Der zweite Weg führt zu einem organischen und gerechten Wirtschaftsaufbau: zu einer Wirtschaft, die frei ist für den Leistungswillen eines freien Volkes.

Der 1. Mai hat seine Weihe erhalten durch die große Rede des Führers am 1. Mai des Jahres 1933. Mit seiner ganzen Genialität hat dort der Führer das eigentliche Problem der nationalsozialistischen Wirtschaftspolitik gepackt und seine praktische Lösung entwickelt. Er sprach nicht davon, wie die Wirtschaft des deutschen Sozialismus in ihren Einzelheiten aussehen soll. Er schilderte auch die künftige Einrichtung des Geld- und Kreditwesens nicht. Eine große Politik kann sich nicht mit Einzelheiten befassen, sondern muß sich auf einen Grundzug stellen. Die Neuordnung der Wirtschaft ist ja auch ein politisches und nicht nur ein technisches Problem. Der Führer sprach als der große Politiker und nicht als Wirtschaftstechniker. Er sagte, daß der Nationalsozialismus die Beseitigung der Arbeitslosigkeit als eine seiner vornehmsten Aufgaben betrachte, und daß er diese Aufgabe lösen werde.

Das ist die Kernfrage! Eine Wirtschaft, die die Arbeit auf die Straße wirft, ist keine Wirtschaft, sondern ein Gespenst. Die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik befaßt sich nicht damit, die Einrichtungen in der Wirtschaft neu zu gestalten, in der Hoffnung, daß die Arbeit dann wieder in die Wirtschaft hineingesaugt würde. Umgekehrt läuft der richtige Weg: die Arbeit wird in die Wirtschaft hineingepumpt, damit diese überhaupt erst mal wieder zu einer Wirtschaft wird. Durch seine Arbeitsbeschaffung hat der Nationalsozialismus diesen Weg beschritten. Die Einrichtungen in der Wirtschaft passen sich den Erfordernissen an, die die neue Lage stellt. Die neue Lage ist gekennzeichnet durch die Mehrbeschäftigung. Eine gute Politik ist die, die die größten Wirkungen hat. Die Arbeitsbeschaffungspolitik hat weitreichende Wirkungen: sie zwingt die Wirtschaft, sich umzustellen und befördert so das Wachstum des deutschen Sozialismus.

Am 1. Mai 1933 kündigte der Führer die Beseitigung der Arbeitslosigkeit an. Die praktische Folge dieser Beseitigung wird die Verwirklichung des Rechtes auf Arbeit, die Freiheit der Arbeit, und die Abhängigkeit des Kapitals von der Arbeit sein. Im Wege der Arbeitsbeschaffung ist daher schon der Grundsatz: Kapital schafft Arbeit, praktisch eingehalten worden, indem der Staat die Arbeit instand setzte, Kapital zu schaffen. Am 1. Mai 1933 hat dadurch, daß der Führer die Beseitigung der Arbeitslosigkeit ankündigte, die Geburtsstunde des deutschen Sozialismus geschlagen. Am Feiertag der nationalen Arbeit wird die Befreiung der Arbeit, von der dann die Wirtschaft und das Kapital abhängig geworden sind, gefeiert werden.

Sechs Millionen Erwerbslose fortzubringen, ist sehr schwer. Sie werden weggebracht, wie die letzten Jahre bewiesen haben. Sind aber alle deutschen Volksgenossen der Arbeitsstätte zugeführt, dann ist die größte Wegstrecke zum deutschen Sozialismus schon zurückgelegt. Dann ist nur noch notwendig, Vorsorge zu treffen, daß keine neue Arbeitslosigkeit entsteht. Wenn der Nationalsozialismus sechs Millionen Erwerbslose in den Betrieb geholt hat, ist es ihm leicht, zu erreichen, daß niemand, der in Arbeit ist, auf die Straße fliegt. Wenn aber alle beschäftigt sind, hebt sich die allgemeine Lebenshaltung und der Wohlstand der Nation. Von dem Ausmaß dieser Steigerung wird das deutsche Volk ebenso überrascht sein, wie es seinerzeit schmerzlich überrascht war, als die Arbeitslosenzahl ihre gigantische Höhe erreichte.



GERMANIEN ZUR EISENZEIT

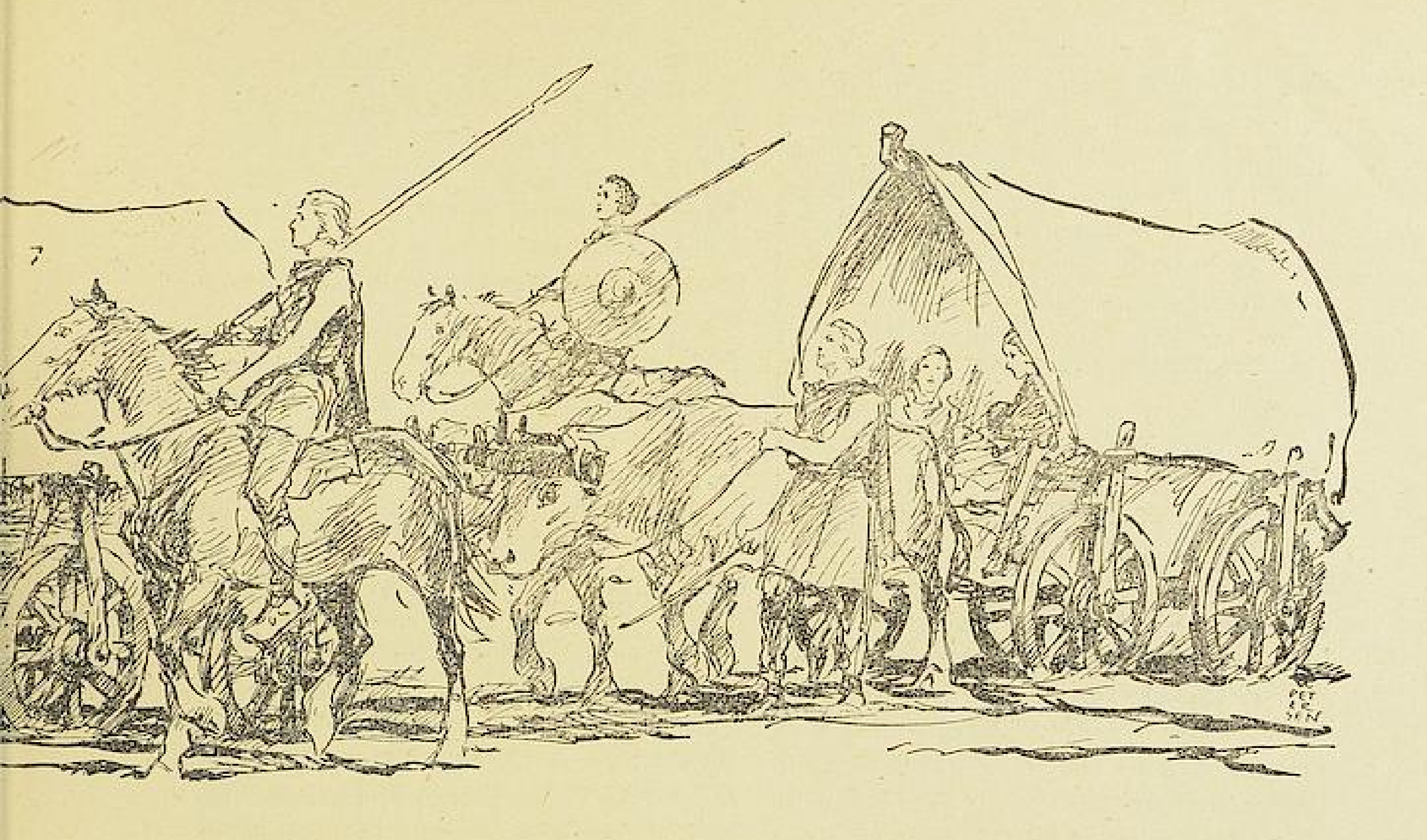
Von Dr. Werner Hülle

Als die goldene Zeit des Germanentums sich um die Wende zum ersten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung ihrem Ende zuneigte, standen zwei bedeutungsvolle Mächte der neu heraufziehenden Epoche Pate: die Benutzung eines neuen Werkstoffes, des Eisens, und eine langsame, aber stetig wirkende Verschlechterung des Klimas.[1]) Beide Kräfte, die scheinbar gar nicht miteinander in Verbindung stehen, bewirkten grundlegende Veränderungen in der germanischen Welt der Bronzezeit. Der neue Werkstoff, der diesem Zeitabschnitt auch den Namen gibt, wandelte bald das Aussehen der stofflichen Kultur, insbesonders der Waffen, Werkzeuge und des Schmuckes um, wenn auch das goldgleißende Metall noch immer zu Schmuck verarbeitet wurde. Die Klimaverschlechterung bewirkte – zusammen mit der natürlichen Bevölkerungsvermehrung eines gesunden Bauernvolkes –, daß das Siedelungsland allmählich zu klein wurde. Der Boden gab für die größere Bevölkerungsmenge nicht mehr genügend Brot; wenige Mißernten in aufeinanderfolgenden Jahren genügten bei den damaligen Schwierigkeiten des Ernteausgleichs, um einzelne Stämme in bittere Not zu bringen. So blieb keine andere Wahl: die junge Mannschaft mußte im Frühjahr ausziehen, um sich neues Land zu erobern, um auf eigener Scholle einen neuen Hausstand zu gründen. So folgte auf die goldene Zeit der Germanen eine Wander- und Kampfzeit, eine eiserne Zeit. Schon um 1000 vor unserer Zeitrechnung beginnt jener große Zeitabschnitt, den die Geschichte in seinem späteren Teil als germanische Völkerwanderung zu bezeichnen pflegt.

Die Technik der Eisenbearbeitung.

Es mag auffällig erscheinen, daß das Eisen erst später im Haushalt des vorgeschichtlichen Germanen Verwendung gefunden hat als die Bronze, die als „Legierung" doch ein komplizierter Werkstoff ist. Aber dem Menschen der Vorzeit ist es zunächst wohl gar nicht zum Bewußtsein gekommen, daß hier eine Zusammensetzung aus verschiedenen Metallen vorliegt, da nach neueren

[1]) Siehe „Schulungsbriefe" F. 4 S. 111.



Untersuchungen die ältesten Bronzen aus einem Gebiet stammen, in dem Zinn im Ausgangsmaterial des Kupfers schon enthalten ist. Erst allmählich hat er dann gelernt, dem „grünen Stein" das Zinn zuzufügen. Vor dem Eisen bot aber die Bronze den gewaltigen Vorteil, daß man die bronzenen Stücke durch Gießen in die gewünschte Form bringen konnte, während es in der ganzen vorgeschichtlichen Zeit nicht gelang, Gußeisen herzustellen. *Die Verarbeitung des Eisens geschah vielmehr ausschließlich durch Hämmern und Schmieden.*

So ist es erklärlich, daß das Eisen zunächst wenig Beachtung und Verwendung fand, trotzdem seine Gewinnung und Verarbeitung keineswegs schwieriger als die der Bronze war. Es ist deshalb auch nicht so sehr wichtig, ob das Eisen zuerst in Ägypten oder Vorderasien, in West- oder Mitteleuropa auftritt und zunächst nur als Seltenheit meist im Schmuck verwendet wurde. Als dann um die Jahrtausendwende das Eisen immer mehr in den Vordergrund kommt, und zwar fast *gleichzeitig im Süden und im Norden*, da kann der Grund dafür auch nicht irgendeine technische Neuerfindung gewesen sein. Vielmehr müssen wir ihn darin suchen, daß die Kupfervorräte allmählich immer knapper wurden und daß man deshalb zur stärkeren Verwendung des Eisen überging. Jedenfalls sehen wir, daß der einst blühende Bergbau in den Ostalpen plötzlich abbricht. Völkerbewegungen und Schicksale mögen mitgewirkt haben, vielleicht hat hier auch die Klimaverschlechterung ihre Hand im Spiel gehabt und die Wasserhaltung der Untertagbaue unmöglich gemacht. Das Eisen brauchte nicht erst mühsam aus dunklen Schächten heraufgeholt werden: *Roteisenstein und Brauneisenstein* finden sich in den feinen Ablagerungen (Seifen) der Flüsse und können durch einfaches Waschen gewonnen werden. Auch das *Raseneisenerz*, das in sumpfigen Niederungen zu finden ist, war im norddeutschen Flachland nicht allzu selten.

Verfolgen wir einmal einen solchen *Eisenschmied* der Vorzeit bei seiner Arbeit, so wie sie der Spaten im Siegerland, in Schlesien und Thüringen erschlossen hat. In Lederbeuteln oder geflochtenen Körben hat er die braunen und roten „Steine" gesammelt. Am Westabhang eines Tales wird ein Einschnitt von drei bis vier Meter Länge und zwei Meter Breite hineingetrieben. Eine Lage flacher Steine, mit Lehm überstrichen, findet als Boden des Herdes Verwendung. Darüber wird eine Kuppel

aus Lehm und Steingrus aufgebaut, die durch ein Gerüst aus Holzstäben gestützt ist. Oben bleibt eine Öffnung von etwa einem halben Meter Durchmesser, die sogenannte Gicht. An der Talseite des Schmelzofens werden etwa 25 Zentimeter über dem Boden des Herdes drei Düsen in den Mantel der Kuppel gebrochen, zu denen man einen besonderen, zwei Meter langen Windzufuhrkanal aus Steinplatten anlegt. Im Schmelzofen werden abwechselnd Lagen von Eichen- und Buchenholzkohlen und Eisenerz geschichtet und ein Schmelzzuschlag aus Kalkbrocken. Wenn dann eines Tages ein tüchtiger Weststurm über die Wälder brauste, dann war es Zeit, den lodernden Feuerbrand in den Rachen der Öfen zu stoßen und den Flammen die Arbeit des Schmelzens anzuvertrauen. War das Feuer herabgebrannt, dann wurde der Ofen aufgebrochen und die sogenannte Luppe herausgeholt. Durch wiederholtes Schmieden und Hämmern wird sie von den Schlacken befreit und entweder sofort verarbeitet oder in einer bestimmten Form, der sogenannten Massel, verhandelt.

Für besondere Zwecke mußte das Eisen auch noch gehärtet werden, besonders die Schneiden der Schwerter und Dolchklingen erfuhren eine solche Behandlung. Auch hier half man sich wie bei der Bronze mit Schmieden und Hämmern. Eine Neuerfindung war das Schmieden im Gesenke, d. h. das Hineintreiben in eine feste Form. Besonders kunstfertige germanische Schmiede brachten es zur Meisterschaft im sogenannten Damaszieren der Klingen, d. h. im Zusammenschweißen von weichen und harten Blättern. Verwandt damit war die ebenfalls geübte Technik der Tauschierung, bei der Silber- oder Goldstückchen in das Eisen eingehämmert wurden, meist in zierlichen Ornamenten. Sogar ein chemischer Vorgang, das Ätzen eines Ornamentes mit Hilfe eines säurebeständigen Wachses, war bei den Ostgermanen schon bekannt.

So ist es nicht verwunderlich, daß die Schmiede im Volksglauben als besonders geschickt und mit geheimnisvollen Kräften begabt galten. Wieland der Schmied ist eine jener sagenhaften Gestalten. Er besaß soviel geheimes Wissen, daß sein Herr nicht mehr ohne ihn auskommen konnte. Er ließ ihm die Sehnen seiner Füße durchschneiden, damit er ihm nicht entfliehen konnte. Aber Wieland läßt sich nicht beugen: er schafft sich Flügel, und „wie ein Schwan aus dunklen Fluten, flog der Held empor". So wurde Wieland zum Symbol der uralten Sehnsucht des germanischen Menschen, der auch aus der tiefsten Not sich aus eigener Kraft zum Flug in die Höhe erhebt.

Der germanische Ausgriff nach Osten.

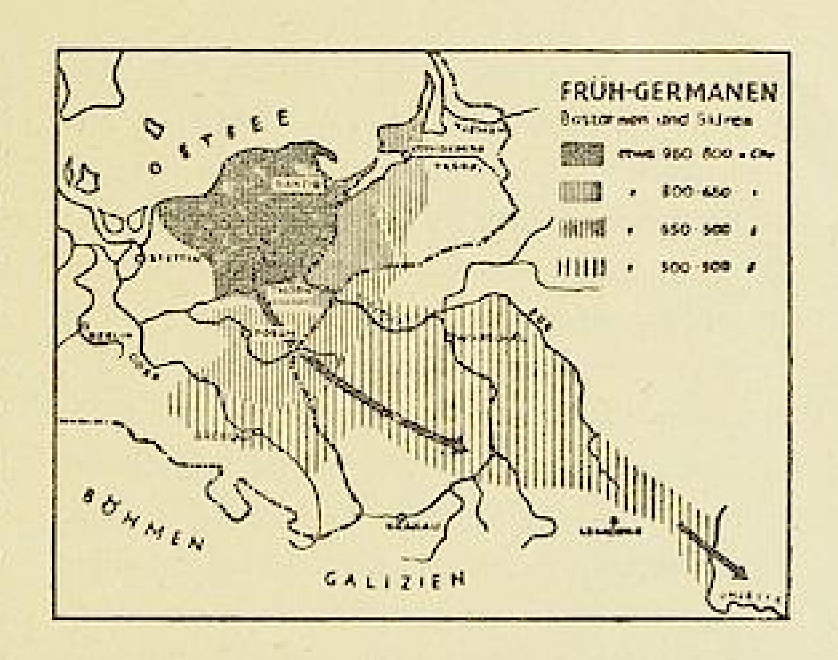
Um das Jahr 1000 vor unserer Zeitrechnung waren die Germanen schon überall, besonders im Westen und Osten, aus ihrer alten Heimat im westlichen Ostseegebiet vorgedrungen.[2]) Gerade im Osten lockte sie neues Siedelungsland: kein Gebirgswall versperrte hier den Wanderweg, soweit das Auge schweifte, war endlose Weite zu sehen. Sanft gewellte Hochflächen boten günstige Siedlungsmöglichkeiten besonders an den Rändern der von Flüssen durchzogenen weiten Talauen.

So ganz ungefährlich waren diese Wanderzüge damals nicht. Wenn im Frühjahr die junge Mannschaft, die sich zumeist aus den jüngeren Bauernsöhnen zusammensetzte, bei denen aber auch schon mancher Weib und Kind auf einem hohen vierrädrigen Wagen mitführte, auswanderte, so zogen sie einem dunklen Schicksal entgegen.[3]) Wohl waren sie zunächst gegen die dringendste Not geschützt durch die Vorräte, die sie an Getreide und Vieh mit sich führten, aber es lauerten mancherlei Gefahren am Wege. Die gewaltigen Urstromtäler Ostdeutschlands mit ihren Seenketten, Sumpf- und Moorflächen waren nur an wenigen Stellen zu überschreiten. Gerade diese Stellen waren aber von den ehemals alleinherrschenden Bewohnern Ostdeutschlands, den Trägern der sogenannten lausitzischen Kultur, durch gewaltige Befestigungen aus Holzpalisaden und Erdwällen besonders geschützt. Es waren dies illyrische Völkerstämme, die ihrer Herkunft nach nichts mit Slawen oder Wenden zu tun hatten, sondern die schließlich infolge der germanischen Angriffe im Norden und Westen, der keltischen im Südwesten und der skythischen im Süden, fast ganz Ostdeutschland räumten. Manche kriegerische Auseinandersetzung mag sich an solchen strategischen Punkten abgespielt haben. Sieg oder Untergang war die Parole für den Angreifer. Leider hören wir auch schon damals von manchem Bruderzwist germanischer Stämme. Die weite Ausbreitung über die ausgedehnten Ebenen Ost-

[2]) Siehe Karte, „Schulungsbriefe" II. 4 S. 3.

[3]) Siehe Abbildung, Seite 152/153.

deutschlands hatten es mit sich gebracht, daß allmählich sich Unterschiede in Sprache, Sitte und Brauch zwischen den einzelnen germanischen Stämmen bemerkbar machten. Sie werden in der Sprache kaum größer gewesen sein, als etwa die heutigen Unterschiede zwischen einem Bayern und einem Niederdeutschen. Aber sie genügten doch, um die Stimme des Blutes zu übertönen. So geschah es nicht selten, daß ein germanischer Stamm dem anderen die fruchtbaren Äcker streitig machte und viel edles germanisches Blut ist in mörderischem Bruderkampf unnütz geflossen.

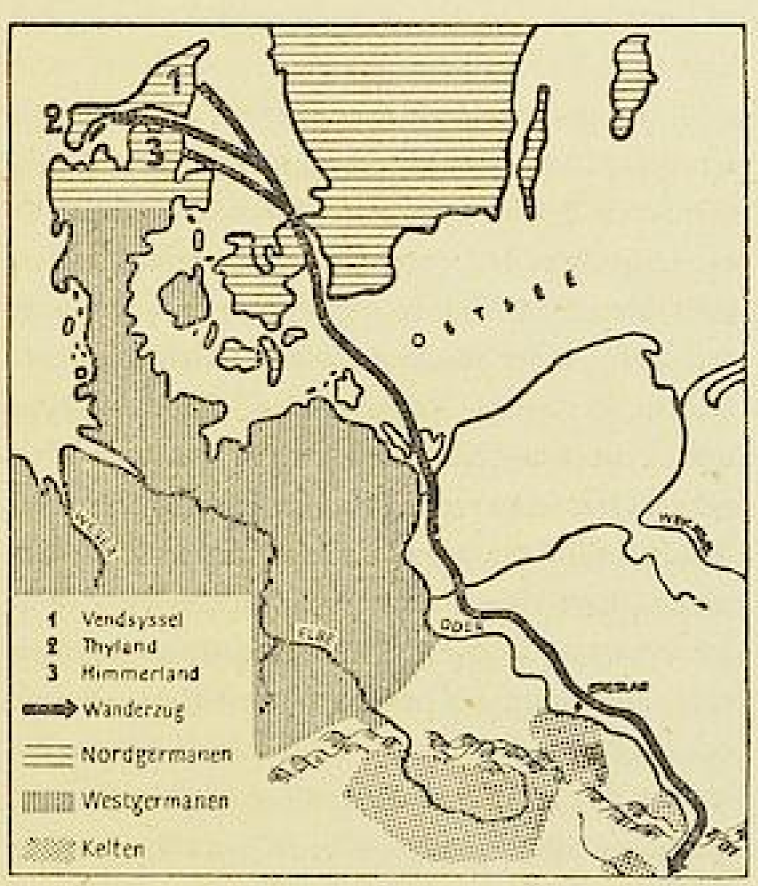


Die frühgermanischen Wanderungen: Bastarnen und Skiren.

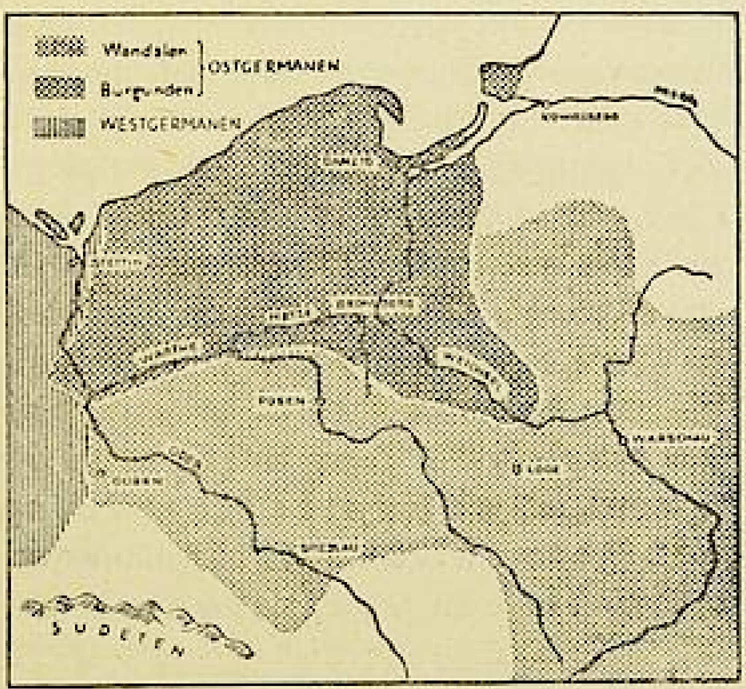
Es ist das Verdienst des Altmeisters der germanischen Vorgeschichte, Gustaf Kossinna, daß er mit Hilfe der Bodenfunde die Wanderungen der germanischen Stämme nach Osten darzustellen versuchte. Durch den Ausbau seiner Forschungsweise ist es gelungen, heute schon eine ganze Anzahl solcher Wanderungen im einzelnen zu verfolgen.

Am Ende der Bronzezeit sondert sich in dem Gebiet an der unteren Weichsel eine Kultur vom germanischen Heimatland deutlich ab, die sich bald auf dem Kolonialboden kräftig entwickelt. Ihre Träger sind die Ostgermanen. Das Heimatgebiet dieser Ostgermanen lag im östlichen Hinterpommern, westlichen Westpreußen und nordwestlichen Polen. Zwischen 800 und 650 vor unserer Zeit ist hier eine starke Bevölkerungszunahme in den Gräberfeldern zu beobachten. Eine besondere Sitte der Totenehre erregt unsere Aufmerksamkeit: die Asche des Toten wird zuweilen in einem Gefäß beigesetzt, das deutlich ein menschliches Gesicht darstellen soll. Die Ausführung ist dabei sehr verschieden: von Formen, bei denen nur Augen und Nase angedeutet sind bis zu kleinen Kunstwerken, die so lebendig sind, daß man an Porträtähnlichkeit denken kann. Da sich häufiger auch kleine Bronzeringchen an den Ohren und eingeritzte Schmuckdarstellungen auf dem Gefäßkörper finden, mit deren Hilfe man deutlich Männer- und Frauendarstellungen unterscheiden kann, ist es möglich, daß es sich bei diesen Gesichtsurnen um Darstellungen der Verstorbenen handelt.

In anderen germanischen Gräbern dieser Zeit, die durch die gleichartige Bestattung in einer so-



Wanderzug der Kimbern und Teutonen im 1. Jahrh. v. Chr.



Ostgermanen im 1. Jahrh. v. Chr.

genannten Steinkiste sich sofort zu erkennen geben, wurde die Asche des Toten in Urnen verwahrt, die ein Haus nachbilden. Wir nennen sie deshalb Hausurnen. Auch die Formen dieser Häuser sind verschieden: neben Rechteckhäusern treten Rundhütten auf. Durch Vergleiche mit den durch den Spaten bekanntgewordenen Häusern des Lebenden hat man erweisen können, daß dabei meist Speicher- oder Vorratshäuser nachgebildet wurden.[4]) Wie ein Blitzstrahl erhellt eine solche interessante Tatsache das Dunkel, das sich über die Vorstellungen unserer Vorfahren vom Jenseits gelegt hat. Sie ist ein greifbarer Beweis dafür, daß unsere Vorfahren den Glauben an eine unsterbliche Seele besessen haben.

Etwa zwischen 650 und 500 vor unserer Zeit erweitert sich das Siedlungsgebiet der Frühgermanen beträchtlich; nach Osten zu besetzen sie die westlichen Teile von Ostpreußen einschließlich Samland, nach Süder und Südosten nehmen sie den Trägern der Lausitzer Kultur Posen, die nördlichsten Teile von Kongreßpolen, Niederschlesien und Teile von Mittelschlesien ab. In diese Zeit gehört die schon erwähnte Zerstörung der lausitzischen Wehranlagen, vielleicht findet aber auch da und dort eine Vermischung mit dieser Bevölkerung statt. Auch die Bestattungssitten erfahren eine Änderung; neben das Steinkistengrab tritt das sogenannte Glockengrab, bei dem ein großes Tongefäß umgekehrt über die Graburnen, gleichsam als Schutz, gedeckt wird. Zwischen 500 und 300 verschiebt sich auch das Schwergewicht dieser Kultur nach dem Süden, nach Schlesien, Posen und Kongreßpolen.[5]) Deutlich können wir an den Funden zwei verschiedene Wanderwege erkennen, die von hier aus nach Süden führen: ein Weg geht von der Weichsel über den Bug zum Dnjestr und Schwarzen Meer, ein anderer führt quer durch Südwolhynien zum mittleren Dnjepr und ebenfalls zum Schwarzen Meer. Im Stammgebiet hören die Funde dagegen um 300 v. d. Zr. auf, die Belegung der großen Friedhöfe bricht um diese Zeit überall ab. Wir können diese Vorgänge nur so deuten, daß wir hier eine Wanderung von germanischen Stämmen annehmen, die von Ostdeutschland aus bis zum Schwarzen Meer über Tausende von Kilometern gegangen ist.

Auch die Namen dieser ostgermanischen Stämme können wir festlegen, die als erste diese ungeheure Leistung vollbracht haben: es waren die Bastarnen und Skiren. Schon ihre Namen sind wichtig, denn sie sagen uns etwas über ihre rassische Zusammensetzung aus: Bastarne ist offenbar dasselbe wie Bastard, d. h. also Mischling, während in dem Namen der Skiren ein ähnliches Wort wie „schier", d. h. also „rein", enthalten ist. So erfahren wir schon aus den Namen, daß der eine Stamm offenbar unterwegs sich vermischt hat mit fremden Bevölkerungsteilen, während der andere sich rein erhielt. Um 200 v. d. Zt. werden die Bastarnen von einem griechischen Schriftsteller als „Ankömmlinge" am Schwarzen Meer bezeichnet, es ist eine der ersten Erwähnungen der Germanen in dem antiken Schrifttum überhaupt. Dort an den fruchtbaren Gestaden des Schwarzen Meeres hatten die handelsbeflissenen Griechen blühende Koloniestädte angelegt. Die Bastarnen waren bald gefürchtete Nachbarn dieser griechischen Kolonialstädte, und eine von ihnen, die Stadt Olbia, mußte ihretwegen in aller Eile ihre Stadtmauern in Stand setzen lassen, wie uns eine Inschrift erzählt.

Von den sonstigen Schicksalen der Frühgermanen in Südrußland wissen wir noch verhältnismäßig wenig. Eine Zeitlang kämpften sie auf seiten der Mazedonier gegen die Thraker und Römer, dann versuchte ein Teil der Bastarnen südlich des Balkan im heutigen Bulgarien sich niederzulassen. Dort wurden sie im Jahre 29 zusammen mit den Mösern und Geten und später nocheinmal von dem Prokonsul Crassus mit List und Verrat geschlagen und teilweise vernichtet. Ein großes Siegesdenkmal des Prokonsuls bei Adamklissi in der Dobrudscha berichtet uns von diesen Siegen und hat uns zugleich eine Reihe von Darstellungen der Bastarnen überliefert. Da sehen wir die schön gewachsenen Germanengestalten mit dem kennzeichnenden Haarknoten, den langen Hosen und mit ihren hohen zweirädrigen Karren dargestellt, sogut es eben die Steinmetzen des römischen Heeres meißeln konnten. Auch die griechischen Künstler haben damals diese schmalgesichtigen feingliedrigen Germanen modelliert, wie uns wenigstens ein erhaltenes Marmorköpfchen bezeugt. Wir ersehen daraus,

[4]) Siehe Abbildung.
[5]) Siehe Karte.

daß, wenn diese frühgermanischen Stämme auch als Eroberer auftraten, sie doch auch den Griechen Achtung abnötigten.[6] Ihre Zahl war offenbar zu schwach, als daß sie sich in Südrußland schon hätten behaupten können, aber es erfüllt uns doch mit Bewunderung, daß germanische Stämme schon so früh den weiten Wanderweg zum Schwarzen Meer beschritten haben.

Wandalen, Burgunden und Rugier.

Nach dem Abbruch der frühgermanischen Gräberfelder etwa um 300 v. d. Zt. ist in Ostdeutschland eine deutliche Siedelungslücke zu verzeichnen, die sich erst wieder zu Beginn des 1. Jahrhunderts v. d. Zt. schließt. Eine neue dichte Besiedlung tritt jetzt auf, deren Kerngebiet das mittlere Odertal, die Niederlausitz, der nördliche Teil von Schlesien bis in die Gegend von Breslau ist. Es sind die Wandalen, die von weither hier einwandern. Wieder sagt uns ihr Name etwas über ihre Herkunft: Die Nordspitze von Jütland hieß früher Vendsyssel, Vendil, und Kap Skagen war ursprünglich Vendilskagi.[7] Die Insel Seeland wurde früher Silund genannt, und ein Hauptstamm der Wandalen waren die Silingen. So ist es sehr wahrscheinlich, daß diese neuen germanischen Stämme aus Jütland und Seeland nach Ostdeutschland gekommen sind. Vielleicht hat die Nordsee mit einer gewaltigen Springflut ihnen kostbares Land geraubt, und als kühne Seefahrer haben sie auf ihren Schiffen über die Ostsee hinweg oderaufwärts neues Land gesucht.

Auch diese Einwanderung ist nicht ohne Kampf abgegangen, da die Wandalen in Mittelschlesien auf die keltischen Bojer stießen, die schon um 400 Oberschlesien und das fruchtbare Lößgebiet zwischen Oder und Sudeten von Böhmen her in Besitz genommen hatten. Auch der südliche Teil der früheren Provinz Posen und ein Teil des angrenzenden Kongreßpolens fiel den Wandalen anheim, der östliche Teil setzte sich im südwestlichen Ostpreußen und dem benachbarten Polen nördlich des Weichselbogens fest.

Mehrere Jahrhunderte bleiben die Wandalen in diesem Gebiet als echtes Bauernvolk sitzen und wir finden sie auch bei dem von Marbod gegründeten germanischen Völkerbund. Besonders in Niederschlesien kann man von 200 bis 300 n. d. Zt. eine starke wandalische Besiedlung nachweisen. Einzelne östliche Stämme, so die Hasdingen, wandern schon gegen Ende des 2. Jahrhunderts in Ungarn ein. Dagegen treten in Mittelschlesien zwischen Oder und Zobten neue Gruppen auf, und zwar die schon genannten Silingen. Auf dem Zobten, dem sogenannten Siling, haben diese germanischen Stämme ihr Heiligtum gehabt.

Die Kultur der Wandalen, die ganz zu Unrecht in den Verdacht besonders roher Kulturvernichter gekommen sind, ist von bewundernswerter Höhe.[8] Die Toten werden bei ihnen verbrannt und die Asche häufig mit den Resten des Scheiterhaufens in Urnen oder sogenannten Brandgruben niedergelegt. In der Eisentechnik scheinen die Wandalen Meister gewesen zu sein; lange zweischneidige Eisenschwerter, verzierte Lanzenspitzen und halbrunde Schildbuckel legen davon Zeugnis ab. Ganz besonders verdient aber das wandalische Kunstgewerbe hervorgehoben zu werden, dessen Proben uns z. B. in den berühmten Königsgräbern von Sacrau bei Breslau entgegentreten.[9] „Den Gipfel feinsten Geschmacks in Abmessung der Form und in Schönheit der Verzierung, der an frühgeschichtlichen Kunstwerken der ersten vier Jahrhunderte überhaupt erreicht worden ist, den Glanzpunkt aller frühgermanischen Hinterlassenschaft innerhalb Deutschlands, stellen die Fibeln aus den drei Königsgräbern des schlesischen Wandalenstammes zu Sacrau bei Breslau dar" (G. Kossinna). Neben reich mit Körnchen und Fadenzier geschmückten sogenannten Dreirollenfibeln von edler Formgebung fanden sich in einem Grab acht halbmondförmige Goldanhänger, die einen wunderbaren Halsschmuck bildeten.

Kurz nach dem Übertritt der Wandalen auf die südliche Ostseeküste folgen ihnen von Südschweden und Bornholm kommend die Burgunder. Sie treiben einen Keil zwischen das ursprüngliche wandalische Siedlungsgebiet, so daß die wandalische Gruppe im südlichen Ostpreußen fortan für sich selbst weiter besteht. Der alte Name von Bornholm „Burgundarholm" weist uns deutlich auf das Heimatgebiet der Burgunden hin. Die Abnahme der Grabfunde in dieser Zeit

[6]) Siehe Abbildung.
[7]) Siehe Karte.
[8]) Siehe „Schulungsbrief" 6. 1934.
[9]) Siehe Abbildung.

auf Bornholm und der angrenzenden schwedischen Küste und die gleichartige Bestattungssitte, das sogenannte Brandgrubengrab diesseits und jenseits der Ostsee, stimmen damit gut überein. Die Stoßrichtung der Einwanderung ging zum nördlichen Hinterpommern und Westpreußen, von da breiteten sich die Burgunder nach Süden und Südosten aus. Durch das westpreußische Weichselland drangen sie in den nördlichen Teil von Posen und das nordwestliche Kongreßpolen sowie in die Neumark ein, wo wir überall burgundische Brandgrubengräber finden.

Etwa zu derselben Zeit, als die Burgunden zu Beginn des letzten Jahrhunderts v. u. Zt. einwandern, erscheinen im Gebiet der unteren Weichsel die Rugier. Von weither trugen sie ihre Schiffe. Rogaland, Rugierland lag im südwestlichen Norwegen, auch sie wird der „Fimbulwinter" aus ihren nördlichen Sitzen vertrieben haben. Auch sie versuchen sich neben den früher eingewanderten Stämmen Siedlungsland zu verschaffen. Die Burgunden weichen allmählich nach Süden aus. Im 3. Jahrhundert ist die burgundische Westgrenze in der Nähe von Berlin und zahlreiche burgundische Funde sind in der Nieder- und Oberlausitz sowie im Osten Mitteldeutschlands festzustellen. Teilweise wandern die Burgunden schon im dritten Jahrhundert durch Mitteldeutschland nach Westen hin aus, denn schon am Ende dieses Jahrhunderts erscheinen sie in der Maingegend. Um 370 erfahren wir von heftigen Kämpfen zwischen Burgunden und Alemannen um die Salzquellen bei Schwäbisch-Hall. Mit den Burgunden zusammen überschreiten um 406 die Wandalen, deren Hauptmasse ebenfalls nach Westen gewandert ist, den Rhein, um in Gallien einzufallen. Ein Teil der Wandalen, besonders offenbar die Silingen, sind allerdings in der Heimat zurückgeblieben, sie haben sogar bis zur Einwanderung der Slawen sich gehalten.

Die Goten und Gepiden.

Eine ganz besondere Stellung in den frühen Wanderungen der germanischen Stämme, die alle aus dem Mutterboden des Nordens ausgehen, nehmen die Goten und Gepiden ein. Während nämlich die bisher genannten ostgermanischen Stämme alle im wesentlichen westlich des Bug bleiben und durch Pommern und Westpreußen, Westpolen und Schlesien nach dem Kreuzungspunkt der Oder und der Weichsel mit der March ziehen, haben die östlichen Stämme, die Goten und Gepiden, von vornherein eine andere Stoßrichtung. Ihre Heimat lag wahrscheinlich in Oster- und Westergötaland, von da zogen sie über die Insel Gotland zur gegenüberliegenden Küste, d. h. also an die Küste zwischen Windau, Libau und Memel. Jordanes, der Geschichtsschreiber der Goten, der ihre alten Heldenlieder als Quellen noch zur Verfügung hatte, berichtet von drei Schiffen, die damals hintereinander gekommen seien. Man vermutet, daß damit drei Stämme der Goten gemeint waren. Die letzten, die ankamen, waren die Gepiden, die dann die Rugier aus ihren Sitzen am Weichseldelta vertrieben. Im Gegensatz zu den anderen ostgermanischen Stämmen verbrannten die Goten ihre Toten nicht.

Gegen Ende des zweiten Jahrhunderts beginnt die Abwanderung der Goten aus Ostpreußen, besonders aus Samland und Natangen. Jordanes berichtet uns in außerordentlich anschaulicher Weise von diesem Wanderzug. Sie kommen dabei an einen Fluß, der von schwankenden Sümpfen und bodenlosen Untiefen umgeben war. Die ganze Gegend erschien ihnen völlig weglos und unfahrbar. Eine Brücke oder Brückenstraße, eine Art Knüppeldamm, wird gebaut, aber es ereignet sich dabei ein großes Unglück. Als die Heermassen die Brücke passiert hatte, stürzte sie zusammen. Dieses weglose Sumpfgebiet kann nur das Pripetbecken in Polesien gewesen sein. Die Wanderrichtung von der Memel her führte die Goten durch die Pripetsümpfe, es ist derselbe Weg, auf dem schon über zwei Jahrtausende früher die indogermanischen Wanderzüge nach dem Südosten gegangen waren[10]).

Nach der Überschreitung dieses polesischen Sumpflandes kommen die Goten an einen gewaltigen Fluß, in dem wir unschwer den Dnjepr erkennen können. In diesem Flußgebiet erreichen sie Oium, das Auenland, ein fruchtbares Ackerland mit großem Reichtum an Früchten, Wild, Geflügel und Fischen. Damit ist sicherlich das fruchtbare Waldsteppengebiet Südrußlands gemeint, das sich zwischen dem Mittellauf des Dnjepr und Don ausbreitet.

In diesem fruchtbaren Gebiet verweilten die Goten einige Zeit und hier trat auch langsam eine

[10]) Siehe „Schulungsbriefe" II, 3. Folge, S. 82.

Spaltung ein, die wir als die Trennung in Ost- und Westgoten bezeichnen können. Die Ostgoten dringen kühn in das unendlich weite südrussische Steppengebiet ein und richten ihr Hauptaugenmerk auf die Sicherung der östlichen Grenzen und die Eroberung der Halbinsel Krim. Sie werden dabei von den wilden Herulern unterstützt, die sich östlich vom Don am Asowschen Meer als Prellbock gegen die östlichen Nomadenvölker ansiedeln lassen, ein Vorgang, der erst viel später in der Geschichte in der Verpflanzung der Kosaken als Grenzwehr gegen die Türken eine auffallende Parallele hat.

Die Westgoten setzen dagegen alles daran, die Länder westlich vom Bug, Dnjestr, Pruth und Sereth zu erobern. In mannigfachen Kämpfen mit den Römern erreichen sie schließlich, daß vom Jahr 280 ab die Donau die Nordgrenze des römischen Reiches wird. Mit den wandalischen Hasdingen bilden sie später ein gewaltiges Westgotenreich.

Die Ostgoten erreichen um 200 das Nordufer des Schwarzen Meeres. Wie vor ihnen Bastarnen und Skiren, erobern auch sie die griechischen Koloniestädte und wir hören von kühnen Kaperfahrten auf dem Schwarzen Meer. Auch nach dem Osten und Norden dehnt sich das Gotenreich gewaltig aus. Ein glänzendes germanisches Reich erstand in Südrußland. Unter dem letzten ostgotischen König Ermanarik vereinigte die staatenbildende Kraft der Germanen alles Land zwischen Karpathen und Ural, zwischen Ostsee und Schwarzen Meer, in einer Hand. Das ist eine Ausdehnung, die das europäische Rußland erst wieder in der Neuzeit erreichen konnte.

Natürlich spiegelt sich der Glanz dieses gewaltigen Königreiches auch in den Bodenfunden wider. Besonders am Rand der Waldsteppe, in der Gegend von Kiew, Tschernikow und Poltawa, ist ein großes Zentrum ostgotischer Kultur gewesen. Ebenso läßt sich ein Wanderstrom durch die Waldsteppen Zentralrußlands nach dem Okatal, und ein zweiter durch das Wolgasteppengebiet zur Kama bis an den Westabhang des Ural feststellen. Offenbar war der Pelzreichtum dieser Gebiete der Anreiz zu ihrer Besiedlung.

Die reichen Grabfunde zeigen etwa seit dem 3. Jahrhundert den Glanz der durch künstlerisch wertvolle Stücke ausgezeichneten spätgriechisch-germanischen Mischkultur. In Südrußland, im östlichen Rumänien, in Österreich, Ungarn und Schlesien macht sich dieser gotische Kulturstrom bemerkbar, selbst nach Mitteldeutschland reicht er herein. In Skandinavien bildet sich unter seinem Einfluß ein ganz neuer Stil heraus. Man muß sich wohl vorstellen, daß alle diese prächtigen Schmuckstücke in Goldschmiedewerkstätten entstanden sind, die an die Höfe von vornehmen Fürsten geknüpft waren. Daraus erklären sich die oft erstaunlich weiten Wanderungen, die solche Schmuckstücke gemacht haben, und die gesetzmäßige Fortentwicklung ihrer Form. Viele technische Neuerungen werden von diesen germanischen Goldschmieden aufgenommen: wunderbare Filigranarbeiten, die Verzierung mit Halbedelsteinen in aufgelöteten Zellen, der Keilschnitt und die Tierkopfverzierung, das eingepreßte Sternornament, Silber- und Goldblechfibeln. Aber man muß dabei auch feststellen, daß alle diese Neuerungen nur deshalb von den germanischen Künstlern übernommen wurden, weil sie dem germanischen Kunstempfinden entsprachen, das in der malerischen Belebung der Flächen eine ureigene künstlerische Veranlagung zum Ausdruck brachte. Von den naturalistischen Darstellungen des griechischen Stiles hat dagegen so gut wie nichts Aufnahme gefunden.

Aber nicht nur im stofflichen Besitz hat dieser gewaltige germanische Angriff nach Osten neue Anregungen gebracht, auch in der geistigen Kultur können wir verfolgen, wie manches Neue artgemäß verarbeitet wird. So wird vermutet, daß damals die Runenschrift von einem kleineren Kreis gebildeter Goten zuerst in Anwendung gekommen sei. Es ist dabei allerdings darauf hinzuweisen, daß die Entwicklung einer Schrift im Norden durchaus schon früher vorbereitet war. Die bronzezeitlichen Felsbilder sind ja schon eine Art Bilderschrift, aus anschaulichem Denken geboren. Aber die eigentlichen Runenzeichen treten erst etwa am Ende des 2. Jahrhunderts n. d. Zr. in den Funden auf. Besonders Lanzenspitzen aus Eisen werden jetzt mit diesen Runen gezeichnet, die älteste stammt aus einem norwegischen Brandgrab von Oevre Stabu in Kristiansamt. Neuerdings ist auch auf einem wandalischen Gefäß in Schlesien eine Runeninschrift entdeckt worden, das dem 3. Jahrhundert

angehört. Auf einem Speer von Müncheberg im Ostgebiet der Mark Brandenburg fand sich eine Runeninschrift in Silber, die „Ranja" oder „Raninga" heißt, daneben sind heilige Zeichen, z. B. Blitzzeichen und eine Mondsichel dargestellt[11]). Auf einer germanischen Lanze aus Wolhynien sehen wir neben einer Runeninschrift, die diesmal „Tilarids", d. h. trefflicher Reiter, lautet, Blitzzeichen, Sonnen und Mond und das uralte indogermanische und germanische Heilszeichen, das Hakenkreuz. Sicherlich hat der Besitzer dieser Lanze einstens seine wichtige Waffe, von deren Erfolg für ihn alles abhing, damit unter den Schutz höherer Mächte stellen wollen. Wenn wir uns dabei erinnern, daß in der nordischen Mythologie der Speergott Odin als der Erfinder der Runen gilt, so haben wir hier einen interessanten Zusammenhang aufdecken können. Vielleicht mag diese Gestalt Odins auf den langen Wanderzügen der Ostgermanen manche fremdartige Züge angenommen haben, aber sicherlich steckt auch ein alter Kern in seiner Gestalt, da wir den Speergott schon auf den Felswandbildern der Bronzezeit abgebildet finden.

Auch eine fremde Religion können wir in dieser Zeit ihren Einzug halten sehen: das Christentum, und zwar in der sogenannten arianischen Form. Die Ostgoten waren auf ihren Zügen nach Kleinasien mit der neuen Heilslehre bekanntgeworden, auch sind Sklaven von dort nach Südrußland verschleppt worden. Schon im Jahr 325 haben die Krimgoten einen Bischof auf das Konzil von Nikäa gesandt. Der berühmteste gotische Bischof war Wulfila, dessen Vorfahren aus Kappadokien stammten und der um 340 zum Bischof gewählt wurde. Ihm verdanken wir die älteste Bibelübersetzung, die als Sprachdenkmal von unschätzbarem Wert ist. In der Mitte des 4. Jahrhunderts hat das Christentum vornehmlich durch sein Wirken bei den Ostgoten etwas fester Fuß gefaßt, von da drang es auch zu den Westgoten, Rugiern und Burgunden, im 4. und 5. Jahrhundert auch in der arianischen Form nach Deutschland.

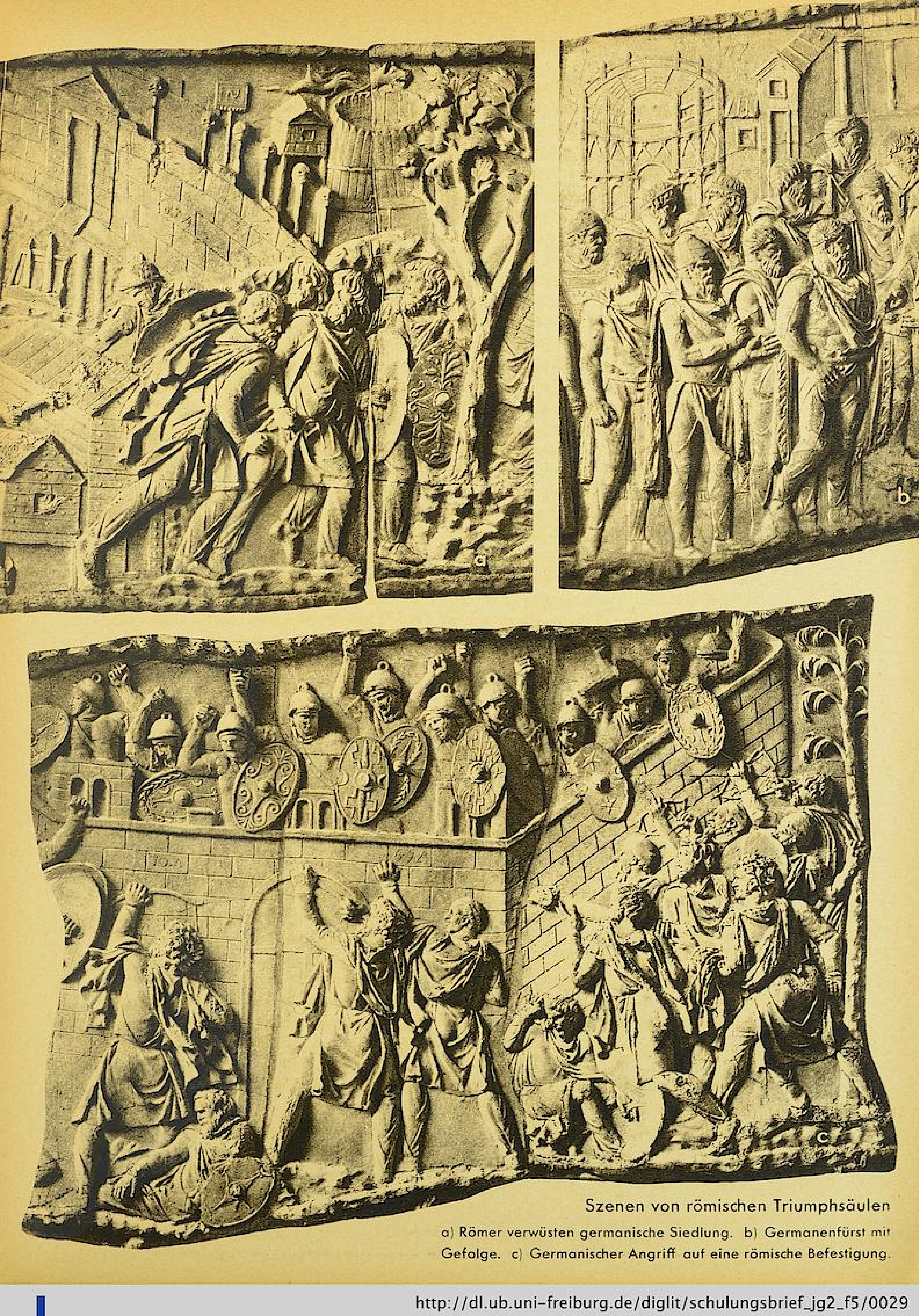
Der Zusammenbruch der ostgermanischen Reiche.

Im Jahr 375 erlitt dieses blühende ostgotische Reich den Todesstoß. Wilde Reitermassen, Hunnen genannt, eine aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzte nomadische Völkermasse, überrannten die dünne germanische Oberschicht. Schon 20 Jahre zuvor hatten sie die den Ostgoten benachbarten Alanen niedergezwungen; nun stürzten sie sich gemeinsam mit ihnen auf das gotische Reich. Durch ihren Sieg hat der Nomadismus der Steppe sich sein Gebiet zurückerobert. Sicherlich waren die Goten in der ihnen fremden Umgebung durch allerlei Einflüsse körperlicher und seelischer Art verweichlicht, aber der Hauptgrund für diesen Sturz aus stolzer Höhe war doch, daß sich dieses Bauernvolk nicht in der Steppe halten konnte. Dazu war es zahlenmäßig noch zu gering, um sie genügend zu besiedeln. Bezeichnenderweise hielten sich ein Teil der Heruler noch längere Zeit auf der Halbinsel Krim, wo die Waldsteppe sie sicherte. Am Ende des 16. Jahrhunderts hat ein deutscher Reisender namens Busbeck noch Reste ihrer Sprache aufnehmen können.

Wie eine gewaltige Springflut brauste der Ansturm der Nomaden nach dem Zusammenbruch des Ostgotenreiches nach Westen, zu den Westgoten und anderen germanischen Stämmen; erst im Herzen Galliens kam der hunnische Vorstoß zum Stillstand. Und immer wieder fluteten neue Völker dieser Art heran, meist waren sie türkischen oder mongolischen Ursprungs. Den Hunnen folgten die Awaren, Bulgaren, Magyaren u. a. m., und in Ungarn, das mit seinen weiten Grassteppen, den Pußten, diesen nomadischen Völkern günstige Lebensmöglichkeiten bot, bildete sich ein zweiter Mittelpunkt dieser Reitervölker. Die Einfälle der Ungarn beunruhigten bis in die Mitte des 10. Jahrhunderts die mittel- und westeuropäische Kultur; erst auf dem Lechfeld wurde im Jahr 955 diese Gefahr endgültig gebannt.

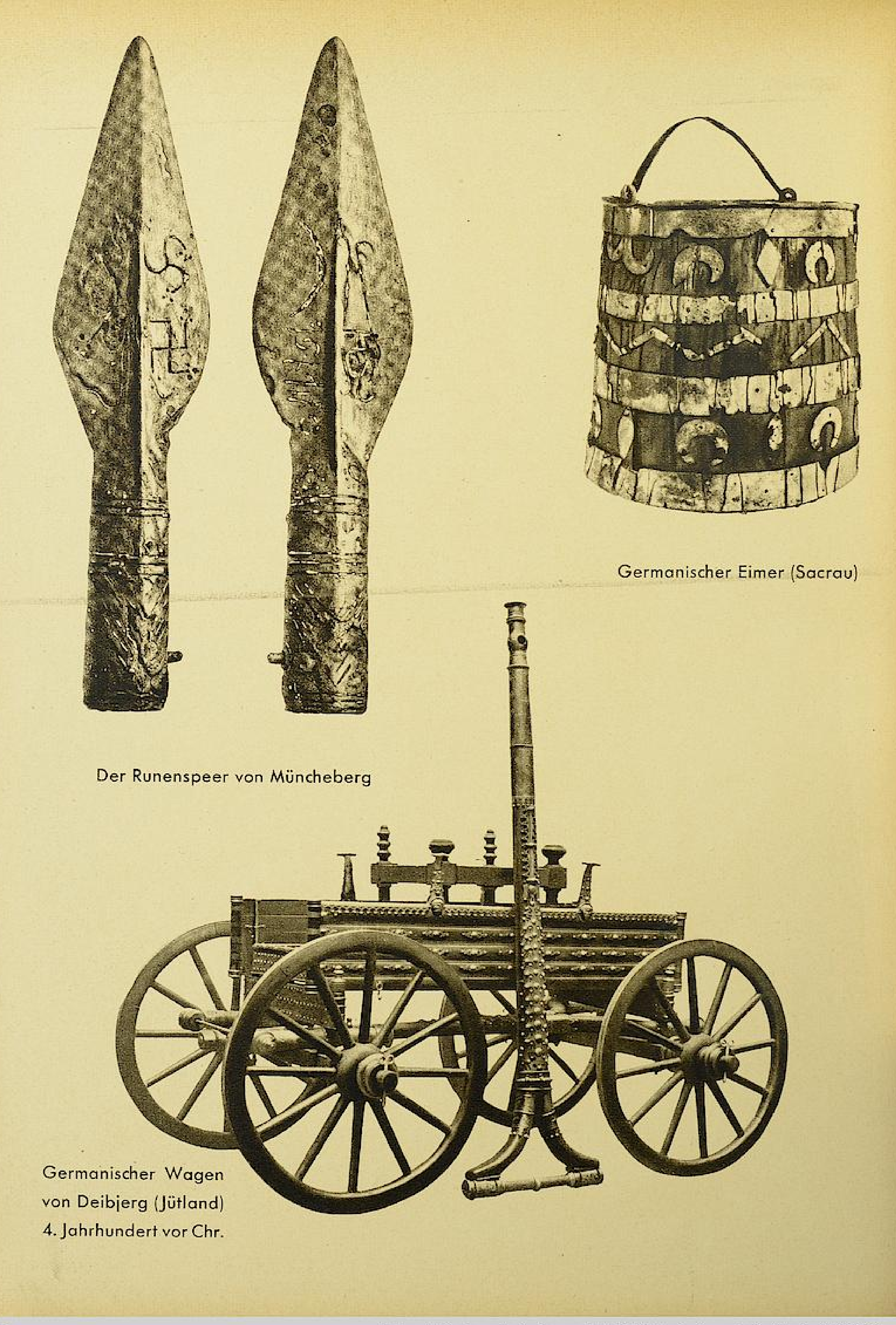
Aus ganz Ostmitteleuropa beginnen die germanischen Völkerstämme damals abzuwandern. Die Gründe dafür sind verschieden: neben dem schon erwähnten Nomadenansturm war es auch der Zerfall des römischen Weltreiches, der den Ehrgeiz manches Stammesführers wachrief. Unablässig zog der Süden diese wandernden Stämme an, unaufhörlich lockte die Fruchtbarkeit dieses Bodens. Immer wieder bricht die staatenbildende organisatorische Kraft der Germanen durch und schafft dieses und jenes glänzende Reich; aber immer wieder birgt es auch den Todeskeim in sich, wenn die Ausdehnung über ein zu großes Gebiet

[11]) Siehe Abbildung.



Szenen von römischen Triumphsäulen

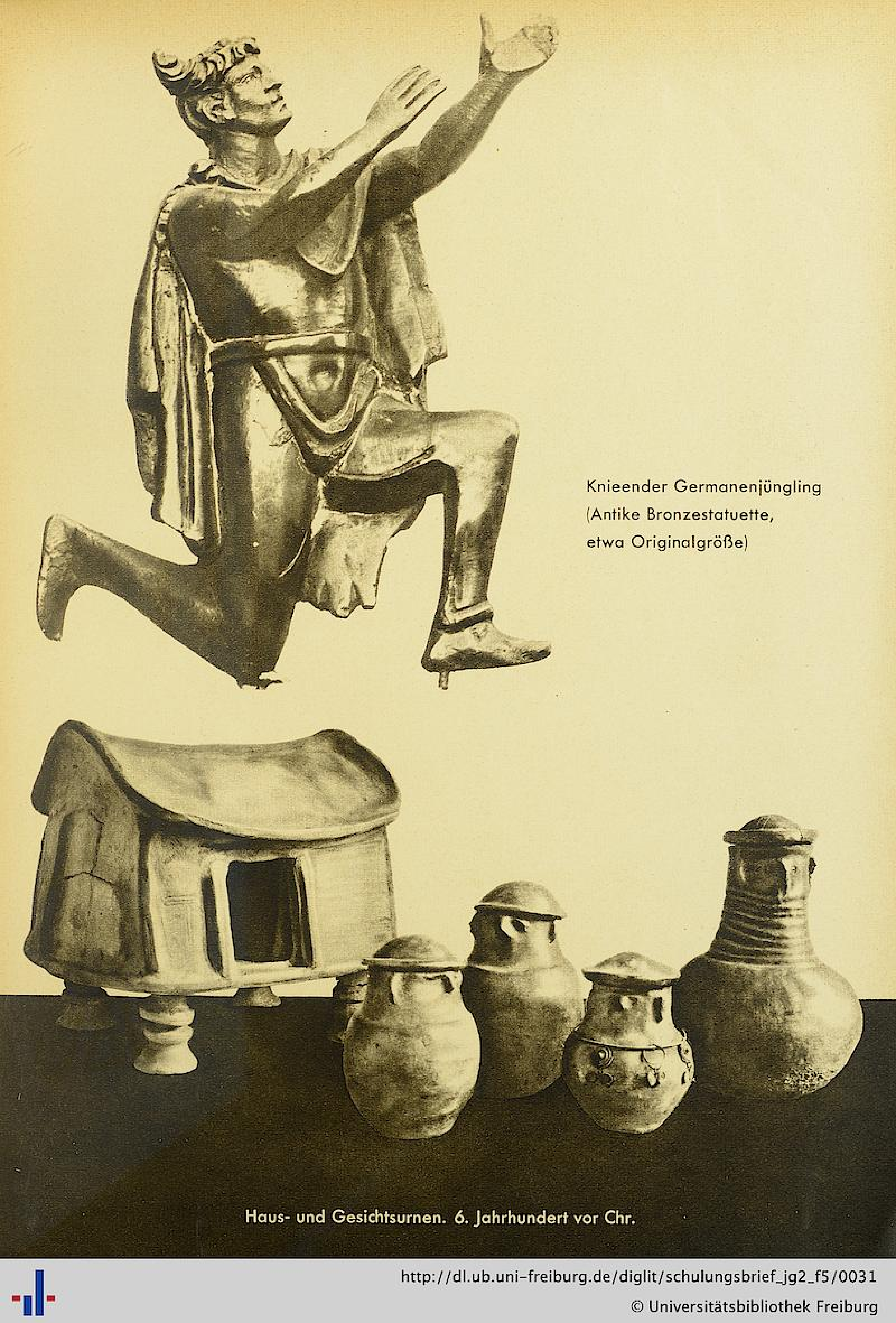
a) Römer verwüsten germanische Siedlung. b) Germanenfürst mit Gefolge. c) Germanischer Angriff auf eine römische Befestigung.



Germanischer Eimer (Sacrau)

Der Runenspeer von Müncheberg

Germanischer Wagen
von Deibjerg (Jütland)
4. Jahrhundert vor Chr.



Knieender Germanenjüngling
(Antike Bronzestatuette,
etwa Originalgröße)

Haus- und Gesichtsurnen. 6. Jahrhundert vor Chr.



Verwundeter Basterne (Antike Marmorplastik)

Goldschmuck aus den Königsgräbern von Sacrau (Schlesien) 4. Jahrhundert n. Chr.

reicht und zu verschiedenartige Kräfte zu einem solchen Reich zusammengefaßt werden. So ist das Ergebnis ein überraschend gleichartiges: ganz Ostmitteleuropa und Teile von Mitteleuropa, ehemals von germanischen Siedlern durch Jahrhunderte bewohnt, sind schließlich nichtgermanischen Stämmen zur Besiedlung überlassen worden. Slawische Völkerschaften, zusammen mit den nomadischen Awaren, besetzten langsam das freigewordene Gebiet; lautlos, kampflos, fast spurlos breitet sich von Osten her dieses Volk in Ostdeutschland und in einem Teil Mitteldeutschlands aus. Gewiß sind da und dort germanische Horste geblieben, manche Germanen mögen ein Bauerndasein auf ertragreicher Scholle einem abenteuerlichen Kriegszug nach fernen Ländern vorgezogen haben, und in Schlesien, in Böhmen und an der Ostseeküste können wir solche Reste auch in den Bodenfunden nachweisen. Aber der germanische Charakter dieses Gebietes ging damals verloren. Wenige Jahrhunderte später erkannte der aus sächsischem Blute stammende Heinrich I. die überragende Bedeutung des Ostraumes, und der planmäßige deutsche Vorstoß nach Osten, den er vorbereitete und den seine Nachfolger immer kraftvoller durchführten, beendeten die slawische Episode auf deutschem Boden. Freilich ganz konnte jenes gewaltige Gebiet nicht mehr zurückerobert werden, das einst in germanischem Besitz sich befand. Der Ausgriff nach Osten, der einst ungeahnte Möglichkeiten bot, wurde abgelöst von einer planmäßigen Ostkolonisation, die auch heute noch eine der brennendsten Aufgaben des Reiches ist. Denn nur der Bauer kann mit dem Pflug das Land halten, das der Krieger mit dem Schwert erobert hat.

DER KAMPF UM DEN RHEIN

Von Dr. Rudolf Stampfuß

Große rheinische Geschichtswerke beginnen ihre Ausführungen über die Geschichte der Rheinlande in der Regel mit der Zeit der römischen Fremdherrschaft, in der unsere Heimat angeblich zum erstenmal „im hellen Licht der Geschichte erstrahlt, die mit den Taten Julius Cäsars" verknüpft ist. Hier zeigt sich ein verhängnisvoller Irrtum der landläufigen Geschichtsauffassung, die das Römertum und überhaupt alles Römische zum Maßstab für die deutsche Geschichte nimmt. Den Neuhumanismus, der in seiner einseitigen Hinneigung zum „klassischen Bildungsideal", in der Verächtlichmachung des eigenen Volkstums die schlimmsten Blüten nationaler Würdelosigkeit getrieben hat, trifft der Vorwurf, daß er durch seine einseitige Sicht auf die Kulturen der Mittelmeerländer und ihre bedingungslose Verherrlichung bis jetzt den Weg für das Verständnis der völkischen Eigenart unserer germanischen Frühgeschichte versperrt hat.

Demgegenüber lehnt die nationalsozialistische Vorgeschichtsforschung das Römertum als Maßstab für die Wertung unserer deutschen Frühzeit mit aller Entschiedenheit ab und verlangt, ganz besonders im Westen unseres Vaterlandes, die Darstellung germanischer Geschichte von unserem wesenseigenen, deutschen Standpunkte aus.

Seit bald einem Jahrhundert ist in den großen rheinischen Museen und Sammlungen der Kulturschutt der römischen Grenzorte aufgehäuft worden; große Mittel wurden für die Untersuchung der provinzialrömischen Fremdkultur ausgeworfen, wobei die Erforschung der Frühzeit unseres eigenen Volkes entschieden zu kurz kam. Es hat demgegenüber nicht die geringste Bedeutung, wenn von „römisch-germanischen" Forschern, die in den letzten Jahrzehnten in den Rheinlanden für die Bodenforschung maßgebend waren, heute einge-



Gepanzerter römischer Krieger

worfen wird, daß sie sich hin und wieder auch vor der Machtübernahme neben der provinzialrömischen Kultur der Erforschung vorgeschichtlicher Kulturstätten zugewandt und in ihren Veröffentlichungen auch nichtrömischen Stoff behandelt hätten.

Wir könnten nur dann Verständnis für diese Einwände aufbringen, wenn die Germanenforschung an erster Stelle gestanden hätte. Wie es hiermit früher tatsächlich bestellt war, gibt der rheinische Vorgeschichtsforscher Schumacher in seinem 1923 erschienenen II. Bande der Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande mit folgenden Worten wieder: „Dem germanischen Siedlungswesen längs des obergermanisch-rätischen Limes ist bis jetzt im Zusammenhang wenig Rechnung getragen worden. Die Streckenkommissare des Reichs-Limes-Unternehmens, die Zug und Art des ‚Pfahls' genau untersuchten oder Kastelle, Wachttürme und gelegentlich auch Bauten der Zivilbevölkerung ausgruben, hatten wenig Gelegenheit, jenseits des Grenzwalls ‚im Ausland' Erkundigungen oder gar Grabungen vorzunehmen." Hier hat erst die Willensbildung des neuen Deutschland, das sich bewußt zu seiner arteigenen germanischen Vorzeit bekennt, den gerechten Ausgleich herbeigeführt. Als erfreuliche Auswirkung verfolgen wir heute die Neuaufstellung der großen rheinischen Museen, bei denen das Kulturgut der eigenen Vorzeit auf den ihm gebührenden Platz gerückt wird. Dazu mehren sich die Stimmen derer, die der Erkenntnis Bahn brechen, daß der früher so sehr überschätzten römischen Fremdkultur nicht die Bedeutung für die Geschichte unseres Volkstums zukomme, die man ihr bisher beigemessen hat.

Wir werden deshalb die Vorgeschichte der Westmark bewußt vom Standpunkte der Germanen aus betrachten und mit den alten Anschauungen endgültig brechen.

Der Germanenzug an den Rhein

Die früheste, germanische Landnahme in den Rheinlanden, die wir zeitlich bis an das Ende der Bronzezeit, etwa um 800 vor der Zeitenwende, zurückverfolgen können, birgt die inneren Ursachen der späteren Auseinandersetzung zwischen Germanen und Römern.

Die Germanen, die um die Wende des 3. zum 2. Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung, am Übergang von der Stein- zur Bronzezeit, in den Ostseegebieten, in Südschweden, auf der jütländischen Halbinsel und den anschließenden norddeutschen Gebieten als Volk entstanden waren, kommen von der Mitte der Bronzezeit ab in stärkere Bewegung. Die Änderung der klimatischen Verhältnisse und gleichzeitige Übervölkerung mögen den Hauptanstoß zur Aussendung der Jungmannschaft und neuen Landnahme gegeben haben.

Während der 3. Entwicklungsstufe der germanischen Bronzezeit (um 1300 v. Chr.) hatte sich nur eine langsame Ausstrahlung nach Westen, Süden und Osten bemerkbar gemacht. Von der 4. Stufe der Bronzezeit ab ergießt sich seit etwa 1100 v. Chr. ein stärkerer Strom germanischer Siedler nach Westdeutschland, der die Inbesitznahme des Rheingebietes durch die Germanen einleitet.

Hierbei können wir beobachten, daß kennzeichnendes Fundmaterial sowohl an Tongefäßen, als auch an zeitbestimmenden Bronzegerätschaften überall im Weserbergland liegt. Grabfunde weisen darauf hin, daß durch die Porta Westfalica als Einfallstor sich der Strom germanischer Siedler nach Westdeutschland ergoß.

Diese ersten germanischen

Siedler in Westfalen waren Bauern. Es ist müßig, hierbei untersuchen zu wollen, ob bei diesen Frühgermanen der Ackerbau oder die Viehzucht überwogen hat. Für uns genügt es festzustellen, daß ein Bauerntum bei ihnen außer Frage steht und wir es auf keinen Fall mit Nomaden im landläufigen Sinne zu tun haben.

Ebenfalls noch in der 4. Periode der Bronzezeit wird das Gebiet des Teutoburger Waldes und das Eggegebirge erreicht. Die germanischen Gräberfelder von Nordhemmern und Schledebrück bei Minden zeigen uns deutlich den Weg des Vormarsches. Die germanische Einwanderung, die in dieser Zeit schon bis in das untere Lippetal gelangt, kommt damit noch nicht zum Stillstand. Stark ist nicht nur das oben beschriebene Gebiet, sondern weiter westwärts das gesamte Lippetal bis zu seiner Einmündung in den Rhein mit germanischen Funden der nächstfolgenden Zeitstufe besetzt.

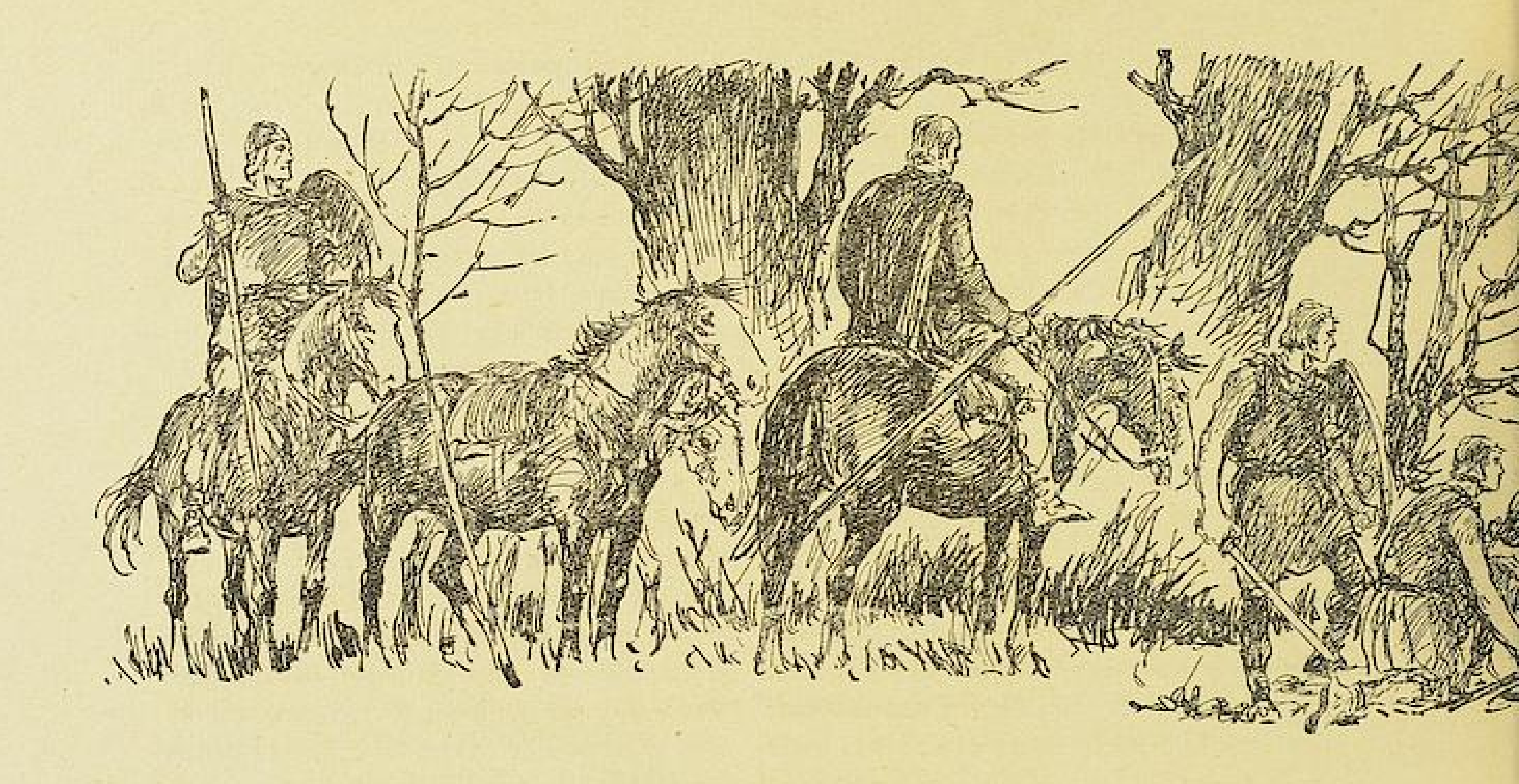
Das große Hügelgräberfeld von Diersfordt bei Rees, das seit 1921 durch das Hamborner Museum ausgegraben werden konnte, hat uns das westlichste Fundmaterial der ausklingenden germanischen Bronzezeit geliefert. Auf diesem Felde treten nicht nur einzelne Fundstücke auf, die die Anwesenheit nur weniger Germanen erweisen würden, sondern zahlreiche Gräber mit den kennzeichnenden doppelkegelförmigen, ledergelben oder braunen Tonurnen und Bronzerasiermessern weisen auf größere germanische Siedlungen in der Nähe des Rheines am Ende der Bronzezeit um 800 v. Chr. hin.

Wir haben es mit einer germanischen Landnahme im Rheingebiet in der Bronzezeit zu tun, die sich in nichts von den Vorschüben der „historisch" bekannten Germanenstämme unterscheidet. Es dringen diese ersten rheinischen „Urgermanen" in ein schon dicht bevölkertes Gebiet ein, das von Leuten der sogenannten süddeutschen Urnenfelderkultur besiedelt ist. Der erste Einmarsch der Germanen muß durchaus friedlich erfolgt sein, da wir auf unseren niederrheinischen Feldern das zeitliche Nebeneinander der Urnenfelderkultur und der spätbronzezeitlichen germanischen Kultur feststellen können.

In der frühen Eisenzeit folgen nach 800 v. Chr. dieser ersten germanischen Wanderwelle in das Rheingebiet neue, kräftigere Nachschübe, wie allein schon aus dem zahlenmäßigen Anschwellen des Fundstoffes zu erkennen ist. Dieser 2. Germanenvorstoß, der zeitlich die gesamte Eisenzeit bis in das 5. Jahrhundert vor der Zeitenwende hinein einnimmt, hat nicht an den Grenzen des Rheins oder im unteren Niederrheingebiet halt gemacht. Nach Westen läßt sich der charakteristische germanische Rauhtopf, der gewissermaßen als Leitfossil dient, bis weit nach Südholland und Belgien verfolgen. Nach Süden hin wird das Kölner Gebiet, das Eifel- und Hunsrückgebiet in Besitz genommen. Es ist auffallend, daß gerade in den letzteren Gebieten und ebenso im Siegerlande in jener Zeit ein umfangreicher Burgenbau der keltischen Bevölkerung einsetzt. Das ist der sicherste Beweis dafür, daß mit diesem Zeitpunkt die kriegerische Auseinandersetzung der Germanen mit den Kelten um die Besitznahme des Siedlungsbodens erfolgt.

Der westliche Vorstoß der germanischen Siedler bis in das Gebiet der Belgen ist deswegen von besonderer Bedeutung, weil Cäsar uns berichtet, daß die Belgen sich ihrer germanischen Abstammung rühmten. Wir müssen daher in den zur Eisenzeit vorstoßenden Germanen die Vorfahren der cäsarianischen Belgen suchen.

Mit der jüngeren Eisenzeit um 500 v. Chr. war ein neuer Bestattungsbrauch bei den Germanen üblich geworden, die Beisetzung der verbrannten Toten in Brandgräbern zu ebener Erde. Dieser kennzeichnende Bestattungsbrauch läßt uns deutlich das germanische Kulturmaterial jener Zeit erfassen. Wenn auch die bis jetzt bekannten Funde aus dem südlichen Rheingebiet infolge der früheren Vernachlässigung des germanischen Fundstoffes noch dürftig sind, so wissen wir doch, daß am Ende der Eisenzeit um 50 v. Chr. das gesamte Rheintal in Händen der Germanen war. Diese germanische Bevölkerung traf der römische Feldherr Cäsar bei seinen Vorstößen an den Rhein schon als Siedler des Stromgebietes an. Sogar weit nach Westen über die heutigen Grenzen unseres Vaterlandes hinaus waren germanische Stämme vorgestoßen. Nur im



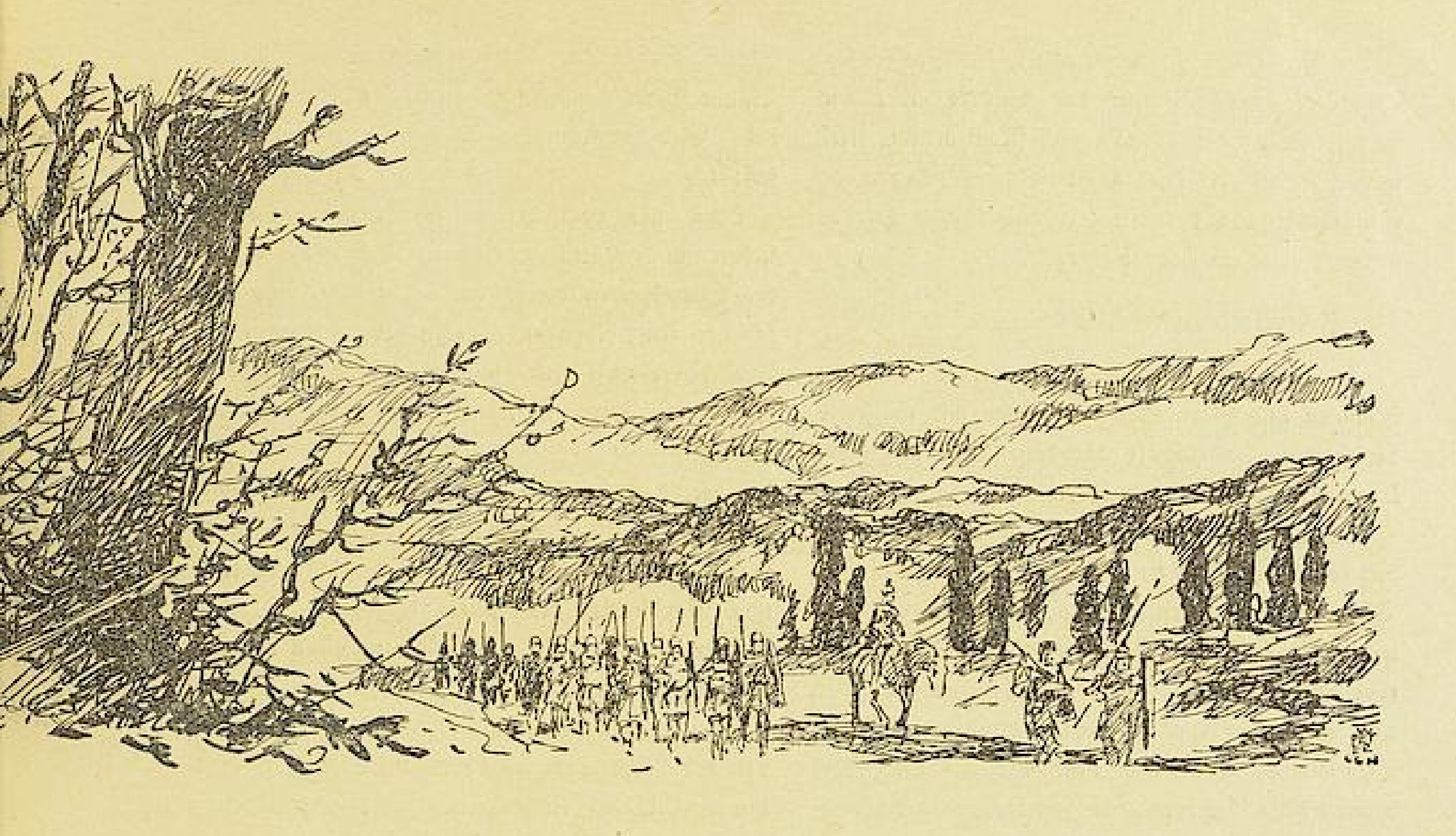
südlichsten Zipfel der Rheinlande bei Basel hielten sich noch Reste der keltischen Rauraker. Erst mit der Zeit, da die Römer unter Cäsars Führung am Rhein erscheinen, wird die germanische Landnahme zum Stillstand gebracht. Östlich der in den Rheingebieten siedelnden Germanen sitzen aber auch weiterhin Stämme, die machtvoll nach Westen drängen.

Eines ergeben die Funde eindeutig: das Rheinland ist lange vor der Ankunft der Römer alter germanischer Kultur- und Siedlungsboden gewesen, der jetzt im heftigen Kampfe gegen die Angriffsgelüste der Römer verteidigt wird. Diese kriegerische Auseinandersetzung zwischen Germanen und Römern ist nichts anderes als ein Freiheitskampf gegen die römischen Machtgelüste, ein Abwehrkampf, dessen Taten um so höher zu bewerten sind, als der losen Organisation der Germanen ein Weltreich mit langer politischer Schulung und einem gut ausgebildeten und durch zahlreiche Reserven gestützten Heer gegenüberstand. Den Germanen kam in ihrem Freiheitskampfe die Landesnatur zugute, da Germanien in seiner Unwegsamkeit nur mit größter Mühe von geschlossenen Heeresgruppen betreten werden konnte. Wenn wir bedenken, welche Schwierigkeit die Verpflegung größerer Menschenmengen in dem waldreichen nordwestdeutschen Tieflande machte, dann bedeutete für die Römer die Entfernung von ihrer Rheinbasis ein großes Wagnis. Zahlreiche Germanen hatten zudem im römischen Heere Dienste genommen und waren dadurch mit der Taktik der Eindringlinge vollauf vertraut, so daß sie diese oft mit eigenen Waffen schlagen konnten.

Die Abwehr der römischen Angriffe

An zwei großen Fronten setzen die Römer zum Angriffskrieg ein, an der Donau und am Rhein. An der Rheingrenze mußten die Stellen geschützt werden, die den Römern als ständige Einfallstore der Germanen bekannt und gefährlich waren.

Die Mainsweben aus den nassauischen und oberhessischen Gebieten richteten ihre Einfälle nach Rheinhessen, deshalb mußte die Mainstraße durch ein Sperrfort gesichert werden. Gegenüber der Mainmündung wurde von Drusus der Platz ausgesucht, an dem als Kastell für zwei Legionen das durch Wall und Graben geschützte Erdlager Mogontiacum (Mainz) entstand. In Mogontiacum traf die alte Verkehrsstraße aus Italien, die durch Südostgallien den Rhein abwärts ver-



lief, auf zwei uralte, nach Innergermanien hineinführende Verkehrswege.

Der eine Weg drang von der Elbe durch Thüringen westwärts zwischen Rhön und Vogelsberg über die Höhen zwischen Nidda und Kinzig nach Frankfurt und Mainz. Der andere Weg ging von der Weser aus, lief durch die hessische Senke über Gießen am Ostrande des Taunus vorbei durch die Wetterau zur Mainmündung.

Am unteren Niederrhein spielte die Lippetalstraße als das Einfallstor der germanischen Sugambern, Usipeter und Tenkterer die gleiche Rolle. Gegenüber der Lippemündung wurde deshalb auf dem Fürstenberge bei Xanten ebenfalls ein Lager für zwei Legionen erbaut. Neben diesen Hauptstützpunkten legte Drusus im Jahre 10 vor der Zeitenwende an der Rheinfront noch 50 kleine Erdkastelle an, um gegen Überraschungen gesichert zu sein.

Die Kriegszüge der Römer richten sich gegen die Westgermanen, die sich damals in die drei großen Stammesverbände der seeanwohnenden Ingwäonen, der Herminonen oder Elbgermanen und der Istwäonen, der Weststämme gliedern. Den Ingwäonen sind die Stämme der Jüten, Warnen, Angeln, Sachsen, Chauken und Friesen zuzuweisen. Bei den Elbgermanen finden wir die Stämme der Semnonen, Mainsweben, Markomannen, Quaden und Hermunduren, während wir die Usipeter, Tenkterer, Sugamberer, Ubier, auch die Bataver und östlich davon wohnenden Angrivarier, Ampsivarier, Brukterer, Marsen und Chatten den Istwäonen zuteilen.

Von Xanten aus marschierten die römischen Legionen unter Drusus durch das Lippetal zur mittleren Weser; von Mainz aus gleichzeitig den Main aufwärts durch das Nidda- und das Fuldatal zur oberen Weser.

Vier Jahre währen die Feldzüge des Drusus, bis im Jahre 9 vor der Zeitenwende ein Sturz vom Pferde seiner Laufbahn ein Ende setzt. Bei diesen Kriegen, in denen auch eine römische Flotte die Weser hinauffuhr, soll Drusus bis zur Elbe hin vorgedrungen sein.

Tiberius setzt als Nachfolger des Drusus dessen Züge in das Innere Germaniens fort und dringt mit seinem Heere durch Niedergermanien bis zur Weser und Elbe vor, so daß der Schriftsteller Vellejus allerdings zu Unrecht schreiben konnte, daß nun Germanien fast zur „Römischen Provinz" geworden sei.

Trotz der Erfolge der Römer bleibt in dem „befriedeten" Germanien bis in das erste Jahrzehnt unserer Zeitrechnung ein dauernder Kriegszustand bestehen und nur mit Mühe können die Germanen durch die Macht der Legionen von der Rheingrenze ferngehalten werden.

Als im Jahre 9 Germanicus, der Neffe des Tiberius, die Botschaft des Sieges über die Pannonier an der Donau nach Rom brachte, fiel in den Jubel der Festtage die Schreckensnachricht vom Untergang des Niedergermanischen Heeres unter Varus im Teutoburger Walde.

Der Freiheitskampf des Arminius

In dem kriegerischen Verhältnis zwischen Römern und Germanen beobachten wir während der beiden Jahrzehnte der römischen Angriffskriege einen dauernden Wechsel.

Unter Drusus haben wir den offenen Krieg mit folgenden Frieden aber ohne größere Erfolge. Tiberius, der energisch und großzügig vorging, machte die besiegten Stämme zu Bundesgenossen, ihre Stammesgebiete zu Vasallenstaaten. Als aber im Jahre 7 als neuer Statthalter Publius Quintilius Varus nach Gallien und Germanien kam, änderten sich die Verhältnisse grundlegend. Varus, der Statthalter in Syrien gewesen war, glaubte mit seinen im Osten gewonnenen Erfahrungen gegen die freien Germanen vorgehen zu können.

Mit dem Hochmut des Römers sah er auf die Germanen herab. Varus reizte der freiheitliche Sinn der Germanen. Er machte aus Germanien eine Provinz, die schwere Steuern aufzubringen hatte. Nicht mehr nach eigenem Recht durften die Germanen leben; nach römischer Gepflogenheit mußten sie ihr Recht beim Statthalter suchen. Gegen germanische Gebräuche und gegen das Waffentragen der freien Germanen schritt Varus scharf ein. Vergehen wurden nach römischem Recht durch die Büttel des römischen Richters, die Liktoren, mit Stockschlägen oder mit der Todesstrafe geahndet.

Das führte zu ständigen Unruhen und nur die Gewalt der Legionen konnte den Frieden zwei Jahre lang sichern. Da fanden die Germanen in dem 26jährigen Arminius, dem Sohn des Cheruskerfürsten Sigimer, ihren Befreier. Arminius war selbst römischer Ritter und ausgebildeter Offizier, der in vielen römischen Heeren gekämpft hatte. Mit Klugheit und Zähigkeit verfolgte er den Plan der Befreiung vom römischen Joch.

Varus war mit dreien seiner Legionen im Jahre 9 von Xanten über das Lippelager Aliso durch das Lippetal an die Weser gezogen, während die beiden anderen germanischen Legionen in Mainz verblieben. Wir kennen den Weg des Varus nicht genau und auch das Schlachtfeld des Befreiungskampfes ist nicht mit Sicherheit festzulegen.

Nach den vorliegenden schriftlichen Quellen lassen sich trotzdem, wenigstens in großen Zügen, die Einzelheiten dieses für die germanische Geschichte entscheidenden Ereignisses, mit dem die Fremdherrschaft für immer gebrochen wurde, schildern. Die wichtigsten Ereignisse spielten sich im „saltus Teutoburgiensis" ab, einem Waldgebirge, das sich von Paderborn an den Lippequellen bis östlich zur Weser etwa in die Gegend von Hörter hinzieht und in breiter Masse sich weit nach Nordwesten ausdehnt.

Für Arminius stand der Feldzugsplan in allen Einzelheiten fest. Es galt, den Feind in Sicherheit zu wiegen und ihn im Inneren des Landes von der Lippestraße abzubringen, da hier immerhin die Möglichkeit für einen geordneten Rückzug der Römer gegeben war.

Von langer Hand mußten Bundesgenossen gewonnen werden, die den Cheruskern in dem Entscheidungskampfe beistehen und die nötige Truppenmacht stellen sollten. Mit allen Stämmen bis zum Rhein hin wurden Vereinbarungen getroffen.

In geschickter Weise baten die Germanen den Varus, ihm Hilfstruppen für den Feldzug stellen zu dürfen, was dieser im Hinblick auf die Ergebenheit des Arminius bewilligte. Selbst dem Verrat des Segestes, der noch in der Nacht vor dem bedeutsamen Ereignisse Varus beschwor, alle Häuptlinge der Cherusker in Ketten zu legen, lieh dieser kein Ohr. Varus wird die Botschaft überbracht, daß eine Völkerschaft im Aufstand begriffen sei. Er verläßt daraufhin das Sommerlager und zieht vermutlich nach Nordwesten in sein Verderben hinein. Unter einem Vorwande bleiben die germanischen Hilfstruppen zurück, die, als das Hauptheer weit vorgerückt war, ihre römischen Begleiter auf den Befehl des Arminius niedermachen. Damit geriet eine starke germanische Macht in den Rücken des römischen Heeres und seine Umzingelung war gelungen. Nach den Berichten der römischen Schriftsteller Cassius Dio und des Tacitus hat der Kampf drei Tage gedauert.

Die Kämpfe des ersten Tages bewegen sich in einem waldigen Gebiet mit Tälern und Höhen.

Es gelingt den Römern noch am Abend ein ordnungsmäßiges Erdlager anzulegen. Am zweiten Tag, der stärkere Verluste brachte, konnte im Blachfelde das neue Lager nur mit Mühe aufgeschlagen werden. Der dritte Kampftag läßt das Heer ein freies, unbewaldetes Gebiet zwischen Wäldern und Bergen auf der einen, und Mooren auf der anderen Seite, gewinnen.

Die von allen Seiten vorbrechenden Germanen hatten leichtes Spiel. Das zerrüttete Heer ohne Führer — Varus hatte sich vielleicht schon am zweiten Tage das Leben genommen — war in voller Auflösung begriffen. Viele Offiziere folgten des Feldherrn Beispiel. Die Soldaten warfen die Waffen fort; der überlebende Rest des Heeres, der nicht im Moor umgekommen war, ergab sich. Nur der Lagerpräfekt Caedicius rettete sich nach Aliso und verteidigte das dortige Lager noch ein ganzes Jahr.

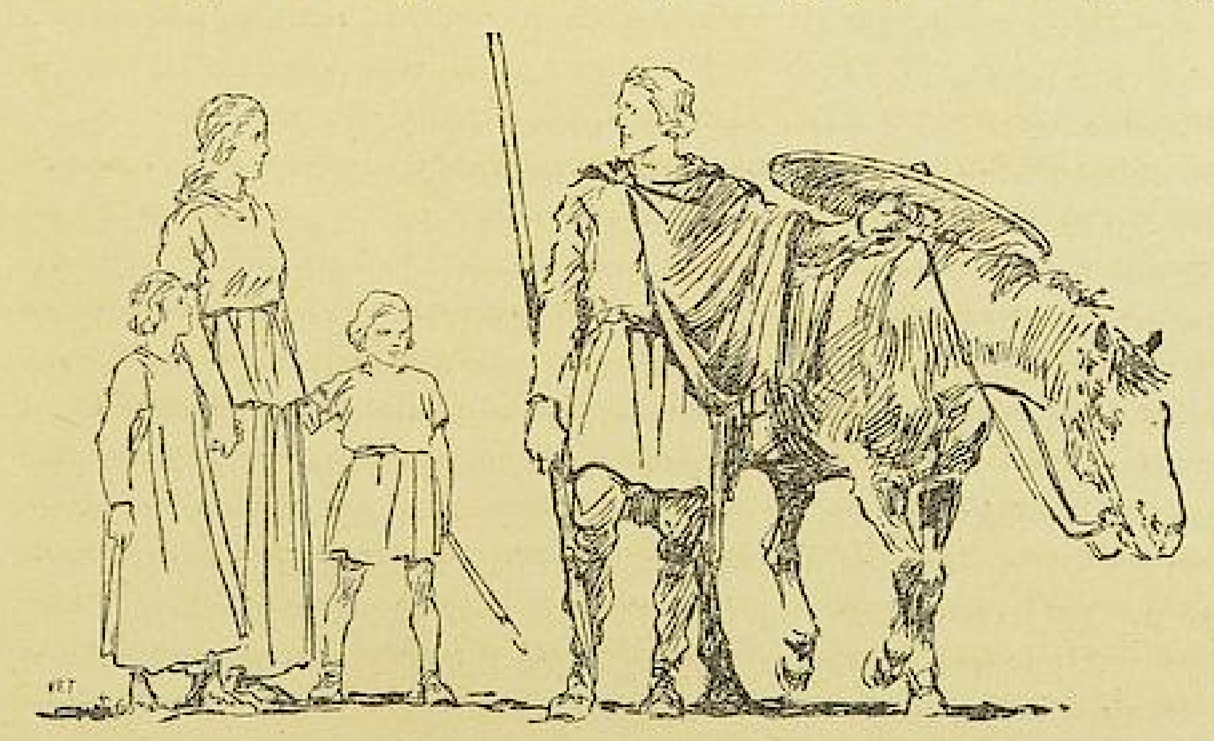
Die Beute der Germanen war unermeßlich groß. Waffen, Hausgeräte, Geld und die Legionsadler fielen in ihre Hände.

Der Streit der Meinungen über die Örtlichkeit der Varus-Schlacht soll uns hier nicht beschäftigen. Es genügt, die Tatsache zu verzeichnen, daß diese entscheidende Niederlage des römischen Heeres der Gipfelpunkt des gewaltigen germanischen Abwehrkampfes bildet.

Armin steht als glanzvolle Gestalt inmitten dieses Geschehens. Ihm schwebte der Zusammenschluß aller germanischen Stämme vor, um mit vereinten Kräften das Römerjoch endgültig zu brechen.

Armin schickte den Kopf des Varus daher an Marbod, den Führer der Germanen in Böhmen und forderte ihn auf, mit ihm gemeinsame Sache zu machen. Marbod hatte bald nach dem Tode des Drusus Markomannen und Sweben aus dem heutigen Oberfranken nach Böhmen geführt. Dort hatte er in kluger Schmiegsamkeit gegenüber den Anordnungen und Wünschen der Römer die Zeit gefunden, ein starkes schlagfertiges Heer von 74 000 Mann zu schaffen, seine Stellung als Volkskönig stark auszubauen. Schon erstreckte sich seine Herrschaft über eine größere Anzahl anderer germanischer Stämme, als die Römer es für notwendig halten, auch ihn zu unterdrücken. Im Jahre 6 v. Chr. ergreifen sie die Gelegenheit, sich ihres gefährlichen Gegners zu entledigen. Mit einem gewaltigen Schlag soll er vernichtet, zugleich aber auch den Germanen gezeigt werden, daß Rom nicht mit sich spaßen läßt.

In zwei mächtigen Heeressäulen brechen die Legionen, fast die halbe römische Heeresmacht, von Mainz und aus der Gegend des heutigen Wien gegen Böhmen vor. Schon stehen die Vortruppen der Römer nur noch fünf Tagesmärsche von denen der Germanen entfernt. Ihr Sieg scheint unabwendbar, der letzte germanische Widerstand gebrochen. Doch Rom hat nicht mit Marbods diplomatischer Kunst gerechnet. Seit langem haben seine Abgesandten bei den Pannoniern in Ungarn und den Dalmatinern die Neigung zum Aufstand geschürt, das Gold aus dem germanischen Königsschatz fließt unter die Vornehmen, wirbt unter dem freiheitsstolzen Volke, das eben erst unterworfen war. Plötzlich erhebt sich, den Römern gänzlich unerwartet, die gesamte waffenfähige



Germanische Familie

Mannschaft Pannoniens, mehr als zweihunderttausend Mann. Sofort läßt der Führer des römischen Heeres kehrtmachen, um mit allen verfügbaren Kräften den Aufstand zu ersticken. Liegt doch Pannonien und Dalmatien Rom näher als Böhmen. In erbittertem dreijährigen Ringen gelingt es dem Kaisersohn, die Rebellen zu unterwerfen. Zum Glück des Tiberius verhält sich Marbod ruhig, ja, er schließt mit den Römern ein Freundschaftsbündnis ab.

Was Marbod zu diesem, uns unverständlichen Verhalten bewogen hat, läßt sich nur mutmaßen. Vielleicht hat er aus jahrelangem Aufenthalt in Rom die Stärke des römischen Weltreiches zu genau gekannt. Vielleicht hat ihn das Beispiel Galliens geschreckt, das in seinem vergeblichen Freiheitskampf zwei Drittel seiner Bevölkerung verloren hatte. So ist er zufrieden, daß ihn die Römer nicht mehr belästigen, und erkauft diesen Vorteil mit dem Untergang der Pannonier.

Unangefochten lebt er nun in seiner Königsburg als wichtigste politische Persönlichkeit Germaniens. Hier erreichen ihn die Boten Armins nach dessem großen Siege über die Römer. **Bei Marbod liegt die Entscheidung über das weitere Schicksal Germaniens. Seine Entscheidung macht ihn für alle Zeiten schuldig.** Er entzieht sich dem Cheruskerfürsten und schlägt das Anerbieten Armins aus kleinlicher, persönlicher Eitelkeit aus. Hätte er doch in einem gemeinsamen Freiheitskampfe nur die zweite Rolle hinter dem Cheruskerfürsten spielen können. So kommt es zu dem erschütternden Bild, daß die beiden Führer Germaniens statt vereint den Sieg im Teutoburger Walde auszunützen, sich im Kampfe gegenüberstehen. Freilich — als Marbod dabei der Erfolg versagt bleibt, da wenden sich die Germanen von ihm ab. Er muß aus seiner Burg fliehen und nur die Römer gewähren ihm für die letzten Jahre seines Lebens eine Zufluchtstätte in Ravenna.

Die Germanen nutzten also ihren Sieg im Teutoburger Wald leider nicht aus, sonst hätten sie leicht die römischen Kastelle am Rhein in ihren Besitz bringen können.

Wenn auch Germanicus als staatlich beauftragter Mordbrenner in den Jahren 14 bis 16 mehrere Rachefeldzüge in das rechtsrheinische Germanien unternahm, so waren doch die Erfolge der Römer so gering, daß ihn Tiberius endgültig abberief und das rechtsrheinische Germanien völlig aufgab.

Mit der Preisgabe des rechten Rheinufers beginnt für die Römer die Zeit des **Ausbaues der Rheingrenze**, die Zeit der inneren Kolonisation der besetzten Gebiete.

Doch noch einmal flackert der Kampf am unteren Niederrhein auf. Claudius Civilis führt die Bataver mit den verbündeten rechtsrheinischen Germanenstämmen gegen das Lager von Franken. Zwei Jahre bleibt das von der 5. und 15. Legion besetzte Lager eingeschlossen. Im Jahre 70 gelingt die Eroberung, und die Zwingburg wird bis auf die Grundmauern niedergerissen. Leider zerfiel auch dieser Zusammenschluß niederrheinisch-germanischer Stämme wieder. In innerer Zwietracht zerfleischten sich germanische Stämme, warfen sich auf dem linken Rheinufer willig den Römern in die Arme und dienten diesen sogar als Bollwerk gegen die nachdringenden freien Germanen.

Den flavischen Kaisern glückte es, den Winkel zwischen Rhein und Donau in Besitz zu nehmen und durch den Bau des obergermanisch-rätischen **Limes**, einer über 500 Kilometer langen Grenzwehr, eine günstigere, befestigte Grenze zu erlangen. **Damit verzichtete Rom für immer auf größere Gebietserweiterungen in Germanien.** Es beginnt jetzt der Ausbau größerer Städte hinter dieser Grenze, in denen die südliche Fremdkultur für zwei Jahrhunderte ihre Heimstätte fand.

Wenn auch hin und wieder einzelne Kämpfe am Limes vorkamen, so ist doch bis 213, wo die Alamannen in Rätien einfielen und im Maintal vorrückten, in aller Ruhe das entstanden, was die Wissenschaft als **provinzialrömische Kultur** bezeichnet. Damals konnte der Einfall der Alamannen noch abgeschlagen werden. Trotzdem verkünden diese Vorzeichen schon den langsamen Zerfall des römischen Reiches. Als um 260 die Alamannen gemeinsam mit den Chatten den Ansturm gegen den Limes wiederholen, geht diese Grenze für die Römer endgültig verloren, und die germanische Landnahme westlicher Gebiete schreitet nunmehr ungehemmt weiter. Der Rhein wird von den Römern wie zu Beginn der Angriffskriege als Grenze nochmals stark ausgebaut und als im Jahre 286 Trier zur Kaiserresidenz wird, kann die ganze Staatsgewalt zum Schutz der Grenze eingesetzt werden. Noch für fast 150 Jahre

vermögen sich auf dem linken Rheinufer große römische Städte zu halten und sogar zu entwickeln. Mit dem Vormarsch der Franken in die römische Provinz zu Ende des 4. Jahrhunderts, der Züge der Vandalen und Alanen nach Gallien und der Verlegung der Residenz von Trier nach Arles zu Beginn des 5. Jahrhunderts fand der Kampf zwischen Römern und Germanen mit der Auflösung der Provinz auf rheinischem Boden sein Ende. Die Germanen haben ihr altes Siedlungsland nach vierhundertjährigem Kampfe den Römern entrissen und neue Gebiete hinzugewonnen.

Germanen und Römer

Spärlich ist das Fundmaterial, das uns die Germanen in ihren Brandbestattungen aus jener Zeit zurückgelassen haben. Es wäre aber verfehlt, daraus den Schluß zu ziehen, daß ihre materielle und geistige Kultur auf einer geringen Höhe gestanden habe.

Wir sind über das Kulturleben der Germanen zur Zeit ihrer Auseinandersetzung mit den Römern durch ein einzigartiges Denkmal, die „Germania" des römischen Schriftstellers Tacitus, eingehend unterrichtet. Man hat an dem Text des Tacitus, der in seiner knappen Ausdrucksweise oft zu Mißdeutungen Anlaß bot, viel herumgeklügelt und mißverstandene Stellen in erster Linie zu Ungunsten unserer Vorfahren ausgelegt. Ziehen wir aber unsere heutigen Kenntnisse der materiellen und geistigen Kultur unserer Vorfahren bei der Auslegung der Germania mit heran, so offenbart sich in der „Germania" ein herrliches Denkmal der Frühzeit germanischer Kultur, wie es kein anderes Volk besitzt.

Man hat immer wieder die römischen Stadtanlagen, die steinernen Villen, die Wasserleitungen, den Straßen-, den Theater- und Bäderbau der Römer der schlichten germanischen Holzkultur gegenübergehalten, um die Überlegenheit der provinzialrömischen Kultur in den Vordergrund zu stellen. Hier müssen wir uns fragen, ob denn lediglich in diesen äußeren Erscheinungen einer Zivilisation sich die Kulturhöhe eines Volkes äußert.

Unserer Meinung nach nicht. Der so oft aufgestellte Vergleich zwischen den provinzialrömischen Kulturgütern und der Bauernkultur der Germanen ist unmöglich. Die provinzialrömische Kultur ist eine südliche Stadtkultur, während unsere germanische Kultur eine gesunde Bauernkultur gewesen ist. Die Entwicklung beider Kulturen liegt daher auf zwei grundverschiedenen Ebenen, die nicht miteinander verglichen werden dürfen. Die Höhepunkte der einzelnen Kulturen fallen zeitlich nicht zusammen. Als die klassischen Kulturen des Südens längst ihren Höhepunkt überschritten hatten und in das Nichts versanken, begann erst der gewaltige kulturelle Aufstieg germanisch-nordischer Völker. Wenn immer wieder von der Übernahme der römischen Kulturgüter durch die Germanen die Rede ist, so müßte sich diese Kulturbeeinflussung doch am klarsten im Rheinland zu erkennen geben, wo bei dem engen Nebeneinander durch den römischen Handel das Fremdgut leicht in den Besitz der Germanen gelangen konnte. Die mit der Drehscheibe fabrikmäßig hergestellte römische Tongefäßware konnte leicht über große Strecken befördert werden. Wir suchen aber vergeblich in unseren rechtsrheinischen Germanengräbern zur Zeit der römischen Besatzung nach römischen Importstücken in größerem Umfange. In den ersten Jahrhunderten gehören die römischen Fundstücke in Germanengräbern zu den Seltenheiten und nehmen erst im 3. und 4. Jahrhundert zu. Dabei handelt es sich wohl meistens um Beutestücke, die den Toten mit ins Grab gegeben wurden. Aus dieser Tatsache wird ersichtlich, daß die Germanen das Gut ihrer römischen Feinde ungern annahmen und als volksfremd ablehnten. Auch nach Mitteldeutschland hinein läßt sich der Einfluß von provinzialrömischem Kulturgut nicht erweisen. Dagegen ist weitgehend eine Beeinflussung römischer Formen durch germanische nachgewiesen, besonders die spätrömische Ware hat viel von germanischem Formengut übernommen.

In der seit Jahrhunderten geübten Technik werden von den germanischen Bauern etwa die Tongefäße handgeformt und nach uraltem unbeeinflußtem innergermanischen Vorbild geschaffen. Selbst die technische Errungenschaft der Drehscheibe wird von den Germanen abgelehnt, bis zur Zeit der Franken erscheinen handgeformte Tongefäße.

Daß der Ackerbau der Germanen dem römischen Ackerbau bedeutend

überlegen war, entnehmen wir Berichten römischer Schriftsteller, die uns von einem, bei den Römern unbekannten Wendepflug der Germanen berichten.

Es würde zu weit führen, wollte man in Einzelheiten die Kulturhöhe der Germanen zur Römerzeit herausstellen. Wir können nicht mit großen steinernen Palästen aufwarten, doch hat der Hausbau der Germanen, wenn auch wegen des hölzernen Baumaterials die Oberbauten jener Zeit nicht erhalten blieben, auf einer beachtlichen Höhe gestanden. Die Urform des heutigen Niedersachsenhauses hat in jener Zeit schon bestanden. Aus der Mitte des 6. Jahrhunderts besitzen wir eine Mitteilung des Bischofs Venantius Fortunatus von Poitiers über fränkische Holzhäuser, die die direkte Fortsetzung der frühgermanischen Bauweise bilden. Er schreibt uns über diese anläßlich seines Besuches am Rhein:

„Weg mit euch,
mit den Wänden von Quadersteinen!
Viel höher scheint mir ein meisterlich Werk,
hier der gezimmerte Bau.
Schützend verwahren vor Wetter und Wind
uns getäfelte Stuben.
Nirgends klaffende Spalten duldet des
Zimmermanns Hand.
Sonst nur gewähren uns Schutz
das Gestein und der Mörtel zusammen.
Hier aber bietet ihn uns freundlich der
heimische Wald.
Luftig umziehen den Bau im Geviert die
stattlichen Lauben.
Reich von des Meisters Hand,
spielend und künstlich geschnitzt."

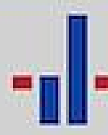
Wir können immer wieder bedauern, daß uns von diesen prachtvollen hölzernen Oberbauten nichts erhalten geblieben ist.

Mit Stolz sehen wir heute auf unsere germanischen Vorfahren, die in bäuerlicher Landnahme die deutsche Westmark schon vor bald 3000 Jahren, lange vor den Römern, in Besitz nahmen. Als bodenverwachsene Bevölkerung standen sie fest in zähem Abwehrkampf gegen die Machtgier römischer Söldner. Der germanischen Wacht am Rhein ist es zu danken, daß nicht schon in jenen frühen Jahrhunderten römische Geisteskultur Germanien durchtränkte. Ihrem zähen Festhalten an germanischer Gesittung verdanken wir es, daß in der Westmark unter der Schale tausendjähriger kultureller Überfremdung arteigene Wesensart heute zu neuem Leben gelangt.

Sammelt zur Geschichtsschreibung unserer Zeit!

Der Kampf um die Machtergreifung durch die N.S.D.A.P. gehört der Vergangenheit an. Es gilt heute Berichte und Bildmaterial aus dieser Zeit zusammenzustellen, um eine Sammlung zu vervollständigen, die von größter Wichtigkeit ist, denn die Geschichte der Partei wird einmal die Geschichte des neuen Deutschland werden. Das Parteiarchiv der N.S.D.A.P. sammelt alle Urkunden, Berichte, Dokumente, Tagebücher, Abzeichen, Zeitungen, Zeitschriften, Photos, Plakate, bildliche Darstellungen und dergl. aus dieser Zeit. Laßt ihm dieses Material zugehen!

Falls der Besitzer glaubt, das Original nicht entbehren zu können, so nimmt das Parteiarchiv Abschrift oder stellt von Bildern Abzüge her. Der Sendung soll ein Verzeichnis des Inhaltes, dazu bei Bildern ein kurzer Tatsachenbericht angefügt werden. Besonders auch auf Berichte ehemaliger Gegner wird größter Wert gelegt. Vertrauliche Behandlung wird gewährleistet. Es ergeht daher an alle Dienststellen und Volksgenossen die Bitte, das Parteiarchiv in seinem Bestreben nach einer lückenlosen Sammlung für die Grundlagen der Parteigeschichte zu unterstützen. Anschrift: Parteiarchiv der N.S.D.A.P. und der D.A.F., München, Barerstraße 15, Haus der P.O.



Was jeder Deutsche wissen muß

Das deutsche Gesetz zur Verhütung erbkranken Nachwuchses, das zuerst im Ausland große Entrüstung hervorrief, findet immer mehr Nachahmung. So sind bereits in den nordischen Staaten Schweden, Norwegen, Finnland und Dänemark dem deutschen ähnliche Sterilisierungsgesetze entworfen und von den zuständigen Stellen angenommen worden. In Dänemark war bereits lange vor dem deutschen Gesetz ein Sterilisierungsgesetz in Kraft, das aber vor allem die Entmannung von Sittlichkeitsverbrechern regelte, also mit der eigentlichen Sterilisierung nichts zu tun hatte; das neue dänische Gesetz sieht hauptsächlich die Unfruchtbarmachung von Schwachsinnigen vor. In Polen, Japan, England, Ungarn, der Schweiz und der Tschechoslowakei sind ähnliche Bestrebungen im Gange — die polnische eugenische Gesellschaft hat bereits den ausführlichen Entwurf eines Sterilisierungsgesetzes ausgearbeitet, der dem deutschen Gesetz in manchen Punkten recht ähnlich sieht.



Im dritten Vierteljahr 1934 stieg die Geburtenzahl Deutschlands weiter an. Es wurden 26,1 Proz. mehr Kinder geboren als im entsprechenden Viertel des vorhergehenden Jahres. Die Gesamtzahl der Lebendgeborenen für 1934 wird auf 17,9 auf 1000 geschätzt, doch ist, da in diesem Geburtenanstieg hauptsächlich die Erstgeburten aus den jungen Ehen enthalten sind, damit die Gefahr des Geburtenrückgangs noch lange nicht gebannt. Für das Jahr 1933 ergab sich für das ganze Reich ein Geburtenfehlbetrag von 30 Proz. des Geburtssolls, der für die Großstadtbevölkerung sogar auf 50 Proz. angestiegen war.



Eine gelegentlich der Hochschulerhebung für das Sommerhalbjahr 1934 vorgenommene Auszählung der Arbeitsdienstleistenden unter den Studierenden, die der Deutschen Studentenschaft angehören, hat ergeben, daß ein Viertel der Studenten im ersten bis dritten Semester der Arbeitsdienstpflicht genügt hat, ein weiteres Viertel davon befreit worden ist und die Hälfte den Arbeitsdienst später ableisten will. An den Befreiungen sind hauptsächlich die katholischen Theologen beteiligt, und zwar mit 88,22 v. H. Ein Prozentsatz, der bei den Studenten im vierten und höheren Semester sogar noch gestiegen ist. Hier haben die katholischen Theologen 90,5 v. H. sämtlicher Befreiungen für sich in Anspruch genommen.



Welchen Dienst die Deutsche Reichsbahn dem Winterhilfswerk 1934/35 geleistet hat, geht am besten daraus hervor, daß sie in den vergangenen sechs Monaten 13 Millionen Zentner an W.H.W.-Spenden beförderte und damit das Opfer eines Frachtausfalles von rund 4,5 Millionen Reichsmark brachte. 170 000 Frachtbriefe wurden vom W.H.W. an die einzelnen Gaue verschickt. In den Zeiten der größten Arbeitshäufung hatte die zuständige Abteilung des W.H.W. wöchentlich bis zu 12 000 Frachterstattungsanträge zu bearbeiten. Die Kohlenversorgung des W.H.W. an die einzelnen Gaue betrug rund 53 Millionen Zentner, eine Fracht, die insgesamt 6575 Eisenbahnzüge zu je 40 Waggons füllt.



Die im Rahmen des W.H.W. in den deutschen Notstandsgebieten hergestellten Anstecknadeln brachten in den monatlich wiederkehrenden Reichssammeltagen des letzten Winterhalbjahres folgende Ergebnisse: von der Bernsteinnadel im Oktober wurden über 11,5 Millionen, von der Aster im November 11,4 Millionen, von den Dezember-Holzschnitzereien über 10 Millionen, von den Spitzenrosetten im Januar mehr als 11 Millionen, von den Galalith- und Porzellanabzeichen des Februar fast 9,8 Millionen, von der Edelweißnadel im März 11,2 Millionen und von der Edelstein-Abschlußplakette 8,4 Millionen verkauft. Insgesamt sind das 73,3 Millionen Abzeichen. Eine Riesenleistung deutscher Opferwilligkeit von der Herstellung bis zur Verteilung an die Sammler und bis zum Verkauf auf den herbst- und winterkalten Straßen.

Aus der Geschichte der Bewegung

Karl Richard Ganzer:

Der 9. November 1923

Das entscheidende Urteil über den 9. November 1923 hat der Führer selber festgelegt. Elf Jahre nach jener Erhebung sprach er in einer Erinnerungsfeier im Münchener Bürgerbräukeller zu seinen damaligen Mitkämpfern:

„Wir mußten im Jahre 1923 handeln, weil es der letzte Versuch der Separatisten in Deutschland war, der damals gemacht wurde. Wer damals die Fahne aufzog, dem wurde Gefolgschaft geleistet. Es gab viele Menschen, die einfach sagten: Wer handelt, das ist gleichgültig; entscheidend ist, daß jemand den Mut hat, zu handeln. Wenn die Männer gehandelt hätten, die uns gegenüberstanden, dann stand höchste Gefahr vor der Tür. Es wäre dann am 12. November von den anderen gehandelt worden in dem Sinne, den man uns damals oft als Weisheit predigte, nämlich: Norddeutschland wird ohnehin bolschewistisch, wir müssen uns daher separieren! Wir müssen den Norden ausbrennen lassen! Erst wenn das geschehen ist, kann man sich später wieder mit ihm vereinigen. Wie man sich trennt, hat man wohl gewußt. Wie man jemals aber wieder zusammengekommen wäre, das hat die Herren wenig beschwert. Und deshalb waren wir damals entschlossen, vorher zu handeln. Wir wollten damals keinen Staatsstreich machen. Aber einen Entschluß hatte ich: wenn die Gegenseite so weit kommt, daß ich weiß, sie wird schlagen, werde ich vier Tage vorher losschlagen . . ."

Es waren die separatistischen Pläne, die der „Hitlerputsch" endgültig zunichte machte. Nie zuvor waren sie so nahe daran gewesen, vernichtende Wirklichkeit zu werden. Denn nie zuvor, selbst nicht in den wilden Zeiten der Novemberrevolte, war das Reich in seinem Innern so schwer gefährdet, wie in dem wüsten Jahre 1923, dem Jahre der Inflation, der Demoralisierung, des verheerenden Charakterverfalls, dem Jahre der schonungslosesten Gewalttat, da Stamm gegen Stamm, Staat gegen Staat, Klasse gegen Klasse, Truppe gegen Truppe, Regierung gegen Regierung stand.

Im Volk rast die Inflation und wirbelt alles in Verzweiflung und Untergang. Im Ruhrgebiet wütet noch immer die fremde Besatzung. Im Rheinland rollt im Herbst ein planmäßig organisierter Aufstand der Sonderbündler ab und terrorisiert Stadt und Land. In Sachsen ist am 21. Oktober die Reichswehr einmarschiert, um mit Maschinengewehren eine meuternde Bolschewistenregierung zur Räson zu bringen. In Hamburg wütet ein roter Aufstand und fordert achtzig Tote. In Bayern meutert ein General mit seiner ganzen Division gegen die rote Regierung im Reich. Dabei schreit diese Parlamentsregierung selber nach einer Diktatorenfaust und flüchtet in ihrer Ratlosigkeit zum undurchsichtigen General v. Seeckt. An der bayerisch-thüringischen Grenze sind Einheiten der bayerischen Landespolizei, angeblich gegen die Bedrohung aus dem roten Norden, aufmarschiert, und hinter ihnen, im Raum des nördlichen Franken, mobilisieren die nationalen Verbände ihre Gefolgschaften. Wie eine schwere Wolke hängt die Spannung des inneren Krieges über dem Volk. So wild sind die Gedanken von diesem Chaos durchfiebert, daß selbst die eingefleischtesten Pazifisten auf der Linken nur noch in kriegerischen Formeln reden und an regelrechte Operationspläne denken. Der Sozialdemokratische Parlamentsdienst etwa schwelgt in Fachausdrücken des Großen Generalstabs:

„Die Hitler- und Ehrhardtorganisationen

haben scheinbar den Auftrag, einen Vorstoß über die thüringische Grenze zu machen ... Neben einem großen Wagenpark, Artillerie-, Maschinengewehr- und Minenwerferformationen sind auch Flugzeuge, die das Hakenkreuz tragen, festgestellt ... Störungstruppen und Sturmbataillone, ausgerüstet mit Maschinengewehren und Minenwerferformationen nebst Infanteriebegleitbatterien, haben den Zweck, in überraschendem, massiertem Angriff den Gegner zu überrumpeln und in schneller Bewegung nach den Kraftzentren der Republik ... vorzustoßen ..."

Noch hemmungsloser hatte sich der rote Polizeioberst **Schützinger** auf die Strategie des Bürgerkrieges geworfen: „Die Lage Lossows, eingekeilt zwischen der Hauptarmee der republikanischen Reichswehr im Nordosten (Sachsen), einer Nebenarmee im Norden (Thüringen) und einer Nebenarmee in der Flanke (Württemberg) wäre geradezu eine verzweifelte. Voraussichtlich würde er nicht daran denken können, sich im übrigen republikanischen Nordbayern zu schlagen, sondern er müßte sich wohl auf die Donaulinie zurückziehen und damit den Waffen- und Munitionshauptpunkt Grafenwöhr bei Bayreuth preisgeben ..."

Gewiß, das waren Phantasien erkrankter Gehirne, in denen nichts als Angst saß. Und dennoch beleuchten sie klar, daß diese Zeit auf **Entscheidungen** drängte, daß sie die ungeheure Anspannung, die maßlose Gegensätzlichkeit zwischen Hunger und Versprechen, zwischen Chaos und vorgegaukelter Hoffnung, zwischen dem Verfall und dem täuscherischen Geschwätz der Parlamente nicht mehr ertrug. Nur eine Entscheidung! Nur irgendeine Lösung! Nur irgendeine klare entschlossene Tat, und wenn sie hundertmal in Blut, Verrat, in Reichsverfall, in Bürgerkrieg enden mochte! So war diese Zeit ...

Wir haben die besonderen Spannungen, die, mitten in dieser trostlosen Lage des Reiches, die eigentlichen Probleme Bayerns ausmachten, bereits geschildert*): den unter der Decke glimmenden, doch immer wieder aufbrennenden Kampf zwischen dem jungen Nationalsozialismus und den bayerischen Regierungsgewalten, die verschiedenen Gelegenheiten, in denen diese beiden Kraftgruppen, Hitler und der bayerische Partikularismus, sich gegeneinander erhoben oder auch gegen die gemeinsame Bedrohung durch die bürgerlich-marxistische Reichsregierung gemeinsam vorgingen. Die entscheidende Frage, die in diesen Herbstwochen über Bayern hing und in der letztlich das Schicksal des Reiches selber beschlossen lag, war die, welcher der beiden Gruppen es gelingen würde, die tatsächliche Macht an sich zu reißen. Würde der mächtigste Mann der bayerischen Regierungsgewalten, der Generalstaatskommissar Gustav **von Kahr**, es fertigbringen, in seine Gefolgschaft auch **Adolf Hitler** hineinzuziehen? Oder würde Hitlers Wille so stark, die Schwungkraft seiner Anhängermassen so groß, die Leuchtkraft seiner Idee mächtig genug sein, um den weißblauen Kahr unter die Hakenkreuzfahne zu zwingen? Nach der Antwort auf diese Frage bestimmte sich das Schicksal des Reichsgefüges.



Im bayerischen Generalstaatskommissariat ist ein ständiges Kommen und Gehen, Wochen hindurch. Zwar hat der Mann, der hier nach seinen eigenen Worten als „Statthalter der Monarchie" herrscht, noch keine allzugroßen Taten vollbracht. Mit einer scharfen Erklärung für einen „Rechtskurs" hatte er sein Amt begonnen. Dann waren einige Verbote marxistischer Blätter erfolgt und einige Ostjuden ausgewiesen worden. Danach aber schien es, als ob sich alle vielversprochene Tatkraft in banalen Verordnungen über Bierpreise, Milch- und Butterpreise totliefe. Und dennoch zog der Träger dieses Amtes viele Illusionen auf sich. Als er seinen Kampf gegen Berlin ausrief, gegen das verjudete, verlotterte Herz der roten Erfüllerrepublik, horchten die nationalen Kreise in ganz Deutschland auf, voll Hoffnung, daß endlich der angesammelte Haß gegen das marxistische Verderben einen Wortführer gefunden habe, der noch obendrein die Machtmittel eines ganzen Bundesstaates in seinen Kampf einsetzen konnte. Manche deutschen Patrioten sahen in Kahr den „neuen Bismarck". Nur Adolf Hitler lehrte es anders: „Kahr hatte auf mich den Eindruck gemacht, daß er ein ehrenhafter Beamter sei, aber damit war es Schluß."

*) Vgl. „Schulungsbrief" 4/1935.

Wer sah noch so tief? Sie kamen in hellen Haufen, die Führer kleiner und kleinster Verbände, und stellten sich hinter Kahr. Sie kamen alle, die ausgewiesenen Nationalisten und Putschisten der rotbeherrschten Staaten, erhielten in Bayern ihren Paß, pfiffen auf das Republikschutzgesetz und verkündeten in lautem Dank den Ruhm ihres bayerischen Beschützers. Sie gaben einander die Tür in die Hand, alle die Herren, die in gewichtigen Aktentaschen Pläne trugen, wie man Deutschland retten könnte — mit Gewalt oder mit der Macht der Industrie oder mit der Macht der Landwirtschaft. Und alle, alle hörten sie in den Amtsstuben des Generalstaatskommissariats die Wahrheit, die doch schon lange durch alle Gassen Bayerns trommelte, daß man das rote Berlin ausschalten müsse von allen Zentren der Macht. Hitler hatte als erster diese Lehre gepredigt, die nunmehr so geläufig geworden war. Aber der oberste bayerische Staatsmann hatte sie aufgenommen, um für sich allein die Führung in dem Kampf gegen Berlin zu beanspruchen.

Hitler und Kahr lehrten den Kampf gegen Berlin — aber Hitler hörte hinter Kahrs Worten in Argwohn und Zorn und beklemmender Sorge noch etwas anderes raunen: daß hier das Steuer auf einen „Kampf gegen Berlin ohne jede Einschränkung" gerichtet war; daß „der Kampf gegen Berlin, wie Dr. v. Kahr ihn führt, ein Verbrechen ist, außer man ist entschlossen, den Kampf von der ersten Minute an der nationalen Erhebung einzugliedern". Sie alle, die als gläubige Nationalisten nach München gekommen waren, weil hier die schwarz weiß rote Fahne ungehindert wehte, ahnten nichts von der gespenstergleichen separatistischen Möglichkeit, die sich da und dort hinter dem patriotischen Umtrieb verbarg.

Kahr stützte sich außer auf die ihm ergebenen nationalen Verbände auf die bayerische Reichswehr unter dem General v. Lossow, der für Schwarz weiß rot gegen Ebert und Geßler, den Reichswehrminister, gemeutert hatte, und auf die bayerische Landespolizei unter dem Oberst Seisser. Immer wieder hatten in den entscheidenden Wochen vor dem 9. November Besprechungen zwischen dieser Gruppe einerseits und dem argwöhnisch beobachtenden „Deutschen Kampfbund" unter Adolf Hitler andererseits stattgefunden. Sie alle hatten die Möglichkeit eines Unternehmens gegen Berlin erörtert und immer wieder war in den grundsätzlichen Meinungen über die Notwendigkeit einer solchen Tat volle Übereinstimmung erzielt worden. Immer aber hatte sich auch gezeigt, daß die Ansichten über die Mittel und die eigentlichen Ziele einer solchen Tat nicht völlig gemeinsame Wege liefen. Über die wichtigste dieser Unterredungen, die vom 6. November, als der Konflikt zwischen Kahr und der Reichsregierung seinem Höhepunkt zueilte, berichtete der Führer im Hitler-Prozeß.

„Ich habe damals folgenden Gesamteindruck erhalten: Kahr, Lossow und Seisser konnten nicht mehr zurück, sie werden sich schlagen oder kapitulieren müssen... Lossow erklärte am 6. November: ‚Ich bin unter gewissen Voraussetzungen zum Staatsstreich bereit...' Wir mußten aber der Überzeugung sein, daß die Herren nur auf einen Anstoß warteten. Wir waren also überzeugt: hier wird nur gehandelt, wenn zum Wollen die Tat kommt. Wird andererseits die Sache hinausgeschoben, dann könnte die Sache zu ungünstiger Zeit abrollen, weil sich unsere Leute nicht mehr zurückhalten lassen. Dazu kam, daß Scheubner (Dr. v. Scheubner-Richter, der Beauftragte Hitlers. D. Verf.) mir mitteilte, Lossow habe sich geäußert, wenn jetzt der Norden nicht selbst losschlägt, ist die Separation unvermeidlich... Darum schien mir die Lage so: Wenn der Norden den Anstoß gibt, ist die Sache gut. Wenn er das nicht tut, dann kommt vielleicht der Anstoß von einer anderen Seite, die die Dinge in ein anderes Wasser hineinfließen läßt. Es blieb daher nur die einzige Möglichkeit, selber den Anstoß zu geben..."

Daß ein Kampf mit dem marxistischen Berlin unvermeidlich sei, war damals die eisenharte Überzeugung des gesamten oppositionellen Deutschlands, ob es nun um Kahr oder um Hitler oder um norddeutsche Führer geschart war. Aber allein Adolf Hitler zog die klaren Folgerungen. Der Aufstand, den er zur Säuberung des Reichs zu unternehmen entschlossen war, mußte zugleich die drohenden Versuche niederschlagen, ein Unternehmen zur Lockerung des Reichs in die Wege zu leiten.

In den ersten Novembertagen fand eine Be-

sprechung zwischen Hitler, Göring, Röhm und Alfred Rosenberg in der Wohnung von Dr. von Scheubner-Richter statt. Hierbei stellte Adolf Hitler, einer Anregung Rosenbergs folgend, zunächst in Aussicht, die Aktion gelegentlich einer Parade vor dem bayerischen Kronprinzen in der Marstallstraße durchzuführen. Dazu kam es jedoch nicht, weil die Parade durch starke Polizeiaufgebote geschützt wurde, so daß eine Überrumpelungsmöglichkeit nicht mehr bestand. Blutvergießen aber wollte Adolf Hitler, soweit nur irgend möglich, vermeiden.

Am 7. November rief Adolf Hitler zwei seiner wichtigsten Unterführer, darunter den militärischen Leiter des Kampfbunds, Oberstleutnant Kriebel, zu sich und beschloß endgültig mit ihnen, in der bedrängten Lage den Anstoß zu der Lösung zu geben, die im gesamtdeutschen Interesse lag. Kriebel erklärte später: „Es handelte sich darum, den drei Zauderern die Tür aufzumachen. Wir wollten den drei Leuten, die am Sprungbrett standen, einen kleinen Stubbs geben, damit sie ins Wasser sprangen, das ihnen zu kalt erschien."

In großen Zügen wurden an diesem 7. November die Planung des Unternehmens durchgesprochen und die militärischen Vorbereitungen festgelegt; an die Unterführer des Kampfbundes gingen Mobilisierungsbefehle für die Verbände hinaus, ohne daß diese freilich schon wußten, wofür sie aufgeboten werden sollten. Als Zeitpunkt für das Unternehmen wurde der 8. November bestimmt.

Am 8. November jährte sich zum fünften Male der Tag, an dem die Revolte der Schande über Deutschland hereinbrach: das war ein Omen, das zur Verpflichtung werden konnte. — Und am 8. November hielt Kahr, umgeben von allen Würdenträgern der bayerischen Landeshauptstadt, eine große Kundgebung mit einer Rede gegen das Weimarer System ab. Eine Gelegenheit, die man nützen mußte, wie jede Gelegenheit, die die Gunst der Stunde bot. Am 8. November, da wieder nur Worte hinausgesandt werden sollten in die fiebergeschüttelte, hungernde, wartende deutsche Welt, würden die Worte sich endlich zur Tat wandeln. Unerschütterlich war Adolf Hitlers Entschluß.

Die Versammlung im Bürgerbräukeller ist so überfüllt, daß die Menschen zwischen den Stuhlreihen stehen. Dabei handelt es sich nicht um eine eigentliche Massenversammlung. Geladen ist, was Rang und Namen hat: Offiziere der alten und der neuen Armee, Würdenträger aus den Ministerien und den Behörden, Professoren der Hochschulen, die Vorsitzenden der nationalen Verbände, Männer von Gewicht und Einfluß, die alle für Kahr zeugen sollen, dem man in dieser Versammlung eine Huldigung darbringen will, eine demonstrative Rückendeckung zugleich in seinem Kampf gegen Berlin. Uniformen blinken, hinter blanken Gläsern sitzen kluge Augen, unter weißhaarigem Schädel steigt manch heißer Gedanke für Deutschland auf, manche Sehnsucht nach jener alten Zeit der unerschütterten Ordnungen.

Aber in anderen Sälen der Stadt sammelt sich zur gleichen Stunde brennende Jugend: Schlosser, Studenten, Maurer, Kaufleute, einstige Soldaten. Sie kennen keine alte Zeit der gesicherten Ordnungen. Sie kennen nur den erbitterten Kampf jedes einzelnen Tages, durch den man sich verbissen durchfretten muß. Ihre Uniformen sind zerschlissen, alte Waffenröcke, die schon in Flandern gelegen haben, und schäbige Windjacken, die bei nächtlichen Übungen der Regen ausgewaschen hat. Und die Träger dieser Uniformen besitzen nur eines: den wachgerüttelten Glauben, der voll Bereitschaft, voll Hoffnung und voll Gehorsam ist.

Im Bürgerbräukeller begrüßt ein Kommerzienrat in donnernder Rede den Generalstaatskommissar, der über die „deutschen Menschenrechte" sprechen will. Klingt dieser Titel nicht recht gelehrt? Unberührt von den Nöten einer Zeit, da die Menschen in ihren Gedärmen den Hunger spüren? Aber der Kommerzienrat ruft dem Mann mit dem sehr gescheiten Thema dennoch sein Grußwort wie eine Huldigung zu: „Exzellenz, seien Sie uns der Führer in ein neues, besseres, schwarz weiß rotes Deutschland!"

Und gleich nach den ersten Sätzen gibt Kahr auf den Ruf die Antwort, seine gewohnte anspruchsvolle Antwort, die mit einer ungeheuren Verantwortung den belädt, der sie erteilt: „Heute ist mehr denn je die starke Zusammenfassung aller nationalen Kräfte, ihre Eingliederung und Unterordnung unter die

Staatsautorität von ausschlaggebender Bedeutung." Und das ist das Grundmotiv seiner Politik: der Führer bin ich, die Befehle gebe ich, die Macht ist bei mir, die Entschlüsse treffe ich — die anderen sind Gefolgschaft, höchstens noch Trommler ...

Sehr hoch greift dieser Anspruch. Aber allzuoft schon war er geäußert und doch durch keine Tat gerechtfertigt worden. Ist er auch diesmal nur Redefloskel, die die Hoffnung einnebelt, statt sie durch Entscheidungen zu erfüllen?

Doch während Kahr von Führung, Entscheidung und Wandel spricht, steht die Entscheidung schon an der Schwelle der Tür. Aus der Stadt sind bewaffnete Sturmabteilungen der Nationalsozialisten angerollt und schicken sich an, in aller Stille den Bürgerbräukeller auf seinen Gartenseiten abzuriegeln. Und Kahr redet, er redet so akademisch, wie es sein Thema mit sich bringt. Das sorgfältig ausgearbeitete Manuskript, das zur gleichen Stunde schon durch die Druckmaschinen der bürgerlichen Zeitungen läuft, ist wissenschaftlich und kühl wie eine kluge geisteswissenschaftliche Seminararbeit, die einwandfreie Leistung eines tüchtigen Referenten, der alles Lob verdient ... Aber wohin ist das Stöhnen der hungernden Massen draußen in den Ecken und Winkeln der großen Städte verbannt? Wo hallen die Schüsse wider, die Tag für Tag die Reichswehr in hungernde und plündernde Demonstrantenhaufen schicken muß? Und wo brennen die Feuer, die die Jugend in ihren Herzen angezündet hat, damit das Reich geläutert aus solchen Bränden auferglühe? Von alledem spiegelt sich in der Rede des Herrn v. Kahr nichts wider. Man hat ja hochgebildetes Publikum vor sich, das man mit Geistesgeschichte beim Intellekt packen muß: was soll man sich da noch um Leidenschaften bemühen, die nur das Volk kennt und nicht diese vermessene Reputierlichkeit hier im Münchener Bürgerbräukeller.

Draußen beziehen die Absperrungsmannschaften ihre Stellungen. Drinnen im Saal liest Kahr Formulierungen über die ewige Staatsidee ab. Drinnen verhält sich eine Versammlung wohlerzogener Menschen sehr aufmerksam. Draußen klirrt dann und wann ein Stiefel gegen einen Stein, ein Gewehrschaft gegen die Mauer.

Und wie nun Kahr aus seinem Manuskript einen Satz herausliest, der zum erstenmal vor Jahren in den Versammlungen Adolf Hitlers aufgetaucht ist, indes die beamteten Herren sich höchlich entrüsteten — wie nun Kahr Hitlers tiefe Einsicht hinunterredet in den Saal von Menschen: „Auch der stärkste und mit der größten Macht ausgestattete Staatsmann kann das Volk nicht retten, ohne tatkräftige und von nationalem Geist getriebene Hilfe aus dem Volk —" wie diese Worte hinflattern durch den Raum, entsteht am Saaleingang störend ein Geräusch. Halblauter Wortwechsel, Gedränge, Unmut. Adolf Hitler steht dort, neben ihm seine Begleiter, Ulrich Graf, Alfred Rosenberg und Dr. v. Scheubner-Richter. Plötzlich wird die Tür mit lautem Krach aufgerissen und ein Maschinengewehr in den Saal geschoben, bedient von dem aktiven Kriminalkommissar der bayerischen Polizei, Pg. Gerum, in feldgrauer Uniform.

Und nun zwängt sich durch die dichtgescharten Massen mit gezogenen Pistolen ein kleiner Trupp gegen das Rednerpult vor, die Menschen auseinanderschiebend, ein durchbrechender Keil, den zielbewußte Entschlüsse treiben. Kahr stockt erschreckt. Die Versammlung springt auf. An den Wänden hinten steigt man auf die Stühle. Unwille knurrt, Angst ist da — und plötzlich erkennend irgendwo ein Ruf: „Hitler! Heil Hitler!"

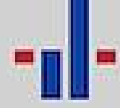
Da ist er schon vorne mit seinen Getreuen, mit Rosenberg, Scheubner-Richter und Graf, ist vorne bei dem erblaßten Redner, steigt auf die Bühne, winkt Ruhe — und als sich das Summen der Unsicherheit und der Frage nicht legt, feuert er einen Schuß gegen die Decke des Saals, damit er gehört werden kann. Staunen und bange Frage in allen Gesichtern. Die dünne Rauchwolke des Schusses zergeht. Und aus höchster Spannung geschrien, füllt ein schwingender Ruf den Raum:

„Die nationale Revolution ist proklamiert!"

Und während die Versammlung sich noch um Verständnis bemüht, was denn eine neue Revolution solle, nachdem man doch unter den Folgen der marxistischen so schwer leide, jagen der ersten Verkündung klirrende Sätze nach: „Die bayerische Regierung und die Reichsregierung sind abgesetzt. Eine provisorische


Der Bauer

Der Soldat



Reichsregierung wird gebildet. Die Kasernen der Landespolizei und der Reichswehr sind besetzt, Reichswehr und Landespolizei rücken bereits unter den Hakenkreuzfahnen heran . . ."

Es ist kein Zweifel: die Versammlung, die doch zusammengeströmt ist, um Kahr zu huldigen, bleibt in der Ratlosigkeit der ersten Augenblicke befangen. Unausgesprochen hängt in allen Augen die Frage, wie denn der Abgott Kahr sich zu dieser Sache stelle. Doch Kahr wird eben, zusammen mit General v. Lossow und Oberst Seisser, zu einer Unterredung in das Nebenzimmer gebeten.

Die Unterredung hat nur kurze Zeit gedauert. Im Hitler-Prozeß haben die Herren Kahr, Lossow und Seisser ausgesagt, daß diese Spanne unter dem Zeichen der Pistole gestanden hätte und daß sie selber diesem Zwang nur durch „Komödiespielen", durch Scheinzusagen mit der Absicht, sie nachher zu verleugnen, hätten begegnen können. In Wirklichkeit muß die Unterredung unter einem ganz anderen Zwang gestanden haben: unter der beschwörenden Kraft von Adolf Hitlers Worten, Hitlers lohendem Glauben, Hitlers Willen zur Tat — und unter der sehr realen Nötigung der politischen Lage, in der sich die drei Herren selber seit Wochen befanden. Seit Wochen bestand jede Handlung der bayerischen Staatsgewalten in Auflehnungen, Verstößen, ja Meutereien gegen die gültige Weimarer Verfassung. Seit Wochen wurde die klare Entscheidung vor dieser Lage — entweder offener, gewaltsamer Bruch mit der Regierung Stresemann-Ebert oder kümmerliche Kapitulation — ängstlich hinausgezögert. Nun zerriß der Führer die übermäßige Spannung und stellte die Lage klar: „Ein Zurück gibt es nicht mehr, oder wir gehen zugrunde."

Die drei Gefragten müssen sich vor dieser Entscheidung gedreht und gewunden haben. Waren sie ihrer tiefsten Natur nach eben doch nur Zauderer? Von Kahr hatte keiner, der urteilen konnte, eigene politische Entschlußkraft erwartet. Lossow hatte ein Musterbeispiel bürgerlicher Haltung gegeben, als er das berühmte Wort prägte, nur dann könne er an einer Sache teilnehmen, wenn er 51 Prozent Sicherheit für ihr Gelingen schon vorher im Notizbuch ausrechnen könne. Seisser war ein unpolitischer Offizier. Lag es nicht nahe, daß ihnen der hohe Mut zum Wagnis — der einzige Mut, der große Geschichte bildet — abging? Besonders, wenn noch andere Pläne, weniger entschlossene, weniger auf harte Auseinandersetzung eingestellte und weniger auf einen Säuberungskampf ausgerichtete, im Hintergrunde wachgehalten wurden?

Der Führer greift, um in diesen Unklarheiten eine eindeutige Stellungnahme zu erzwingen, zu einem Mittel, das er fortan immer wieder anwenden sollte, sobald ein wichtiger Entschluß in das innerste Leben der Nation hineingreift: er legt seinen Entschluß dem V o l k e zur Prüfung vor. Hier freilich, in diesen knapp geballten Minuten der Entscheidung, ist das Volk nur durch die kleine Versammlung vertreten, deren Gesicht sich durch das Hereinströmen von Nationalsozialisten etwas verändert hat. Immerhin ist das Ja einer Versammlung entscheidend für das Ja der Zauderer, die aus der Kraft des eigenen Herzens den Entscheid nicht wagen.

Hitler tritt vor die Versammlung, die noch immer von Fragen nach dem Sinn der rätselhaften Vorgänge durchstürmt ist und in der manch unterirdisches Gefühl der Abneigung brodelt, und hält vor ihr eine zweite Rede. Er gibt die Männer der neuen Regierung bekannt. Er reißt vor aller Augen hart und grausam den Vorhang entzwei, der den Sinn dieser Stunde noch für viele verhüllt. Und er vollbringt das Wunder, mit einigen knappen Sätzen die kritische und argwöhnische Stimmung der Versammlung so in ihr Gegenteil zu wandeln, daß diese am Ende wie ein brausendes Meer der Zustimmung ihm entgegenbrandet. Im Prozeß hat später ein Zeuge gesagt, daß er so etwas noch nie erlebt habe. Adolf Hitler beginnt:

„Heute vor fünf Jahren wurde die größte Schandtat begangen, die unser unglückseliges armes Volk in dieses maßlose Elend gestürzt hat. Heute, nach fünf Jahren, muß der Tag sein, da sie beendet wird. Ich schlage deshalb folgendes vor:

Eine bayerische Regierung wird gebildet. Ich schlage als Landesverweser Herrn von Kahr vor." Da zerbricht die Ratlosigkeit der Versammlung, die um Kahrs Schicksal gebangt hat, in hellem Jubel, und Adolf Hitler ruft:

„Die Regierung der Novemberverbrecher in Berlin wird für abgesetzt erklärt, Ebert wird für abgesetzt erklärt!" Neuer anschwellender Jubel. „Eine deutsche Nationalregierung wird in

Bayern, hier in München, heute noch ernannt. Es wird sofort gebildet eine deutsche Nationalarmee!"

Nun stimmen alle, auch die Zögernden, zu. Adolf Hitler fährt fort: „Ich schlage deshalb vor: Bis zum Ende der Abrechnung mit den Verbrechern, die heute Deutschland zugrunde richten, übernehme die Leitung der Politik der provisorischen Nationalregierung ich!"

Aber nun sind in den Gesichtern die alten zweifelnden und hochmütigen Fragen, wie dieser frühere Maurer, Maler, dieser bloße Redner denn so maßlos über sein eigentliches Amt, bloßer Trommler zu sein, hinausgreifen könne. Doch schon ersticken die Fragen in neuer Zustimmung: „Exzellenz Ludendorff übernimmt die Leitung der deutschen Nationalarmee. General v. Lossow wird deutscher Reichswehrminister. Oberst von Seisser wird deutscher Reichspolizeiminister —."

Da geht der Schimmer echter Freude über alle Gesichter. Denn nun haben sie sich endlich gefunden, die um die Erneuerung des Reichs bisher immer nur an getrennten Fronten gerungen haben! Wer will im Rausch dieses Erlebens ungläubig abseitsstehen, wenn von diesem glühenden Menschen da droben, der so ungebärdig, so unberechenbar und doch so mitreißend gläubig ist, nun im Tone ernstester Sorge an sie alle eine Frage gerichtet wird, deren Beantwortung Geschichte bilden kann? Sehr tief greift Hitlers Frage: „Draußen sind drei Männer — bitterschwer wird ihnen der Entschluß — S i n d S i e e i n v e r s t a n d e n m i t d i e s e r L ö s u n g d e r d e u t s c h e n F r a g e ? Was uns führt, ist nicht Eigendünkel und Eigennutz, sondern den Kampf wollen wir aufnehmen in der zwölften Stunde . . ." Es ist eine beschwörende Stimme, die sich in die Herzen zwingt, als wäre keine Schranke mehr vor ihr geschlossen. Und brausend schlägt das Ja, der Rausch der Zustimmung, die Ekstase einer Schar von Verwandelten in das Nebenzimmer hinein, als Hitler wieder die Tür hinter sich schließt . . .

Es hat dann nicht mehr lange gedauert, bis die drei Herren ihre Zustimmung gaben. Ludendorff, im Kraftwagen herbeigeholt und kurz unterrichtet, ist unmittelbar nach Hitlers Rede gekommen und hat sich sofort hinter den Führer gestellt: „Gehen Sie mit uns, tun Sie das gleiche!" fordert er Lossow und Seisser auf. Die beiden Offiziere haben zuerst ihre Zustimmung gegeben, beide nach den Aussagen verschiedener Zeugen in tiefer Rührung, Kahr jedoch hat länger nach dem Entschluß getastet, sich dann aber auch vorbehaltlos zu den anderen gesellt, freilich mit dem Bemerken, daß er die Landesverweserschaft als Statthalter der Monarchie annehme. Aber was wiegt dieser Vorbehalt, wenn es um die große Säuberung Deutschlands geht!

Dann werden die Erklärungen draußen im Saal, vor offener Versammlung, im Angesicht Tausender, im Angesicht kritischer, beobachtender, kluger Menschen feierlich wiederholt. Kahr als erster. Danach tief erschüttert Hitler: „Den Dank an Kahr brauchen wir heute nicht auszudrücken, er ist in diesem Augenblick in die Geschichte des deutschen Volkes eingegraben. Und i c h will jetzt das erfüllen, was ich mir heute vor fünf Jahren, als ich als blinder Krüppel im Lazarett lag, gelobte: nicht zu ruhen und nicht zu rasten, bis die Verbrecher des Novembers 1918 zu Boden geworfen sind, bis auf den Trümmern des heutigen jammervollen Deutschland wieder auferstanden sein wird ein Deutschland der Macht und der Größe, der Freiheit und der Herrlichkeit!"

Die anderen Herrn schwören sich nun knapp der neuen Front zu. Und dann kommt ein Bild, das den Tausenden ans Herz greift, weil sie nun alle erfüllt sehen, was seit Monaten vergebliche Hoffnung schien: Kahr und Hitler stehen lange Hand in Hand, Kahr mit Tränen in den Augen, Hitler straff, Glauben ausstrahlend. Und wie zur Beteuerung legt Kahr noch die linke Hand auf den Bund der beiden rechten. Noch einen einzigen geballten Satz spricht der Führer, der die Massen hochreißt von den Sitzen, und nun brandet der Gesang an den Wänden des Saals empor, schwingt auf die Straße hinaus, jubelt in alle Stuben hinein, in die Winkel und Höfe der Stadt, in die durstenden Herzen der deutschen Menschen, die schon den Glauben an einen Sinn des deutschen Schicksals hatten aufgeben wollen, das Lied: „Deutschland, Deutschland über alles — — —"

Ludendorff vertraute Kahr, Lossow und Seisser, als er sich ohne den Führer im Beratungszimmer des Bürgerbräukellers befand. Adolf Hitler war zur Kaserne des

Infanterie-Regiments 19 gefahren. Dort war sein persönliches Eingreifen notwendig geworden, weil sich dieses Regiment geweigert hatte, die Tore der Revolution zu öffnen. In den folgenden Minuten entschied sich das weitere Schicksal. Kahr, Lossow und Seisser versicherten dem General Ludendorff in ihrer Eigenschaft als deutsche Offiziere ehrenwörtlich, daß sie jetzt alle Maßnahmen zur Durchführung der feierlich gelobten Maßnahmen treffen wollten, und begaben sich, nachdem dieses Bündnis nun auch zwischen Ludendorff und ihnen durch Handschlag besiegelt worden war, zu ihren Dienststellen.

Wenige Stunden nach diesem Augenblick aber war über Deutschland Kahrs Funkspruch hingeflogen: „Generalstaatskommissar von Kahr, General von Lossow, Oberst von Seisser lehnen Hitlerputsch ab. Mit Waffengewalt erpreßte Stellungnahme in Bürgerbräuversammlung ungültig."

Während München noch sang, immer freudiger, aus immer tieferen Schichten des Herzens heraus, während man in der Stadt die Fahnen aufzog, während man im Bürgerbräukeller, dem nationalsozialistischen Hauptquartier, fieberhafte Zurüstungen betrieb, die errungene Macht zu sichern, rief in den Kasernen großer Alarm die Truppen unter Gewehr.

Kahr, Lossow und Seisser waren vom Bürgerbräukeller aus unbehelligt in die Stadt gefahren, und jedermann hatte geglaubt, sie würden die besprochenen Pläne mit dem roten Berlin nunmehr in Angriff nehmen. Aber sie hatten Entschlüsse und Ehrenworte abgestreift wie ein lästig gewordenes Kleid, und ebensowenig wie sie die Entscheidung zur vielberedeten und oft beschwätzten Tat von selber gewagt hatten, wagten sie jetzt, da der härtere Wille eines Stärkeren nicht mehr neben ihnen stand, für ihren beschworenen Entschluß einzustehen. Sie sprangen ab.

Doch sie verheimlichten diesen Wandel den anderen. Damit ließen sie zu, daß diese, getreu der Abrede, ihre Scharen mobilisierten, die Schulter an Schulter mit den Truppen des Staates marschieren sollten, nun aber in deren Salven hineinmarschieren würden, ohne von diesem furchtbaren Wechsel zu wissen.

Während der Nacht vom 8. zum 9. November zeigt es sich, daß alle Versuche, mit Kahr und den beiden Militärs in Verbindung zu kommen, erfolglos bleiben. Ferngespräche treffen die Gerufenen nicht an, Abgesandte kehren ergebnislos zurück — und so sickert allmählich der unfaßbare, ungeheuerliche Argwohn in die Gedanken, daß hier an irgendeiner Stelle ein Verhängnis, wenn nicht gar eine Unredlichkeit im Spiele sei. Schon bestätigen neue Meldungen diesen fürchterlichen Verdacht: Verbände des Kampfbundes seien von Truppen des Staates entwaffnet und festgesetzt worden; vor den Kasernen stehe Polizei unter Gewehr; Verbindungsoffiziere, die man in die Kasernen der Reichswehr schickte, damit sie Lossow fänden, kehren überhaupt nicht wieder, so daß wohl nichts anderes mehr übrigbleibt, als sich die grausame Erkenntnis einzupeitschen, sie seien zurückgehalten worden. Je greller aber sich dieser Gedanke in die Gehirne reißt, desto klarer wird es, daß Welten zusammenbrechen. Nicht nur das Unternehmen, für das man kämpfen und sterben wollte, weil Deutschlands Schicksal daran zu hängen schien, sondern auch andere Dinge: der Glaube an ein gegebenes Wort, der Glaube an Ehre und Treue und Waffenbrüderschaft, der Glaube an die ehrwürdigsten Tugenden von Männern. Gegen den grauenden Morgen zu kann man nichts anderes mehr annehmen, als daß eine Kluft aufgerissen ist, an der das Unternehmen zu scheitern droht. Einzig die Frage bleibt vor dieser Bitterkeit noch offen, wie die Bewegung zu retten sei, nachdem der Versuch zur Erhebung zerschlagen ist. Und man kann die Bewegung nur retten, wenn man mit den letzten Mitteln noch einmal versucht, das Volk mit sich zu reißen.

Aus solchen Überlegungen heraus kommt es in den Mittagsstunden des 9. November zu dem Marsch in die Stadt, in die Geschoßgarben an der Feldherrnhalle. Vor dem Bürgerbräukeller sammeln sich die Kampfbundtruppen in Marschkolonne. Strenge Befehle ordnen das Entladen der Gewehre an. Nicht Gewalt soll dem Marsch das Gesetz aufdrücken, sondern die Treue, der unverschüttete Wille zur Zukunft, der lohende, singende, fordernde Glaube an ein Dennoch und an ein Morgen, das keinen Treubruch kennt.

Die Kolonne marschiert und singt. Am Straßenrand stehen winkende Menschen und singen mit. An der Spitze des Zuges ziehen mit Hitler und Ludendorff die Führer der Bewegung, Bahnbrecher, Breschenschläger, Getreue auch in den entscheidenden Stunden: Graf, Göring,

Rosenberg, Streicher, Weber vom Bund Oberland, Dr. v. Scheubner-Richter, Schickedanz und viele andere, deren Namen heute bekannt sind. Auch die Fahne ist an der Spitze, die heute die heilige Blutfahne der Bewegung ist. Ihr Knattern klingt manchmal wie Taktschlag in den Männergesang hinein.

Am Marienplatz vor dem Rathaus ist schier kein Durchkommen, so dicht stehen ergriffene Menschen Kopf an Kopf. In den engen Straßen um das Rathaus drängen sich gleiche Massen. Immer schließt sich der rauschende Klang ihrer Lieder gleich einem hüllenden Mantel um den Zug. Immer ist die Gewißheit da, daß das entflammte Herz dieser Stadt dem Nationalsozialismus gehört, und nicht den anderen.

Als der Zug sich dem Ende der Residenzstraße nähert, tritt ins Blickfeld der Marschierenden jenseits des Odeonsplatzes die Ludwigstraße, Münchens prächtige Triumphstraße. Soll dort, umlodert vom Jubel der Massen, der Zug enden, den Sieg des Glaubens auch in der Stunde verkünden, da aller Glaube hinsterben möchte? „O Deutschland hoch in Ehren", singen die Marschierenden und das Volk am Straßenrand, „Du heiliges Land der Treu — —."

Aber als der Zug an der Feldherrnhalle einbiegen will auf den Odeonsplatz, geben die Machthaber auf alle Träume von Glauben und Sieg über die Seele des Volkes die kaltblütige Antwort. Plötzliches Salvenfeuer einer Polizeiabteilung und eines Panzerwagens, das in den enggeschlossenen, ahnungslosen und ungewarnten Zug setzt, reißt Dutzende der singenden jungen Deutschen auf das Pflaster, fegt bellend durch den hundertfachen Schrei des Entsetzens, schlägt die Klänge des stolzen Liedes in Trümmer, erstickt sie vollends im Stöhnen der Fallenden . . .

Immer noch singen sie weit hinten „Du heiliges Land der Treu", aber vorne stöhnt einer irr und wild über sein verrinnendes Blut hin: „Sie schießen auf Schwarzweißrot" — und stirbt. Die Fahne liegt auf dem Asphalt, ihr Fähnrich über ihr und färbt ihr Rot noch tiefer und leuchtender und weher . . .

Und unaufhörlich weht aus der Ferne das Lied über den Ort des Grauens: „Du heiliges Land der Treu — — —."

Am 9. November 1923 sind unter deutschen Kugeln 18 junge deutsche Menschen für Deutschlands Wiedererstehen den Kriegertod gestorben. Adolf Hitler blieb nur darum von der Salve verschont, weil sich im Augenblick der Abschüsse sein Begleiter, Ulrich Graf, vor ihn geworfen hatte, um ihn zu decken; von Kugeln durchsiebt, hat der Treue dem deutschen Volk den Führer gerettet. Niemals darf das vergessen werden! Etwa dreißig Schritt vor der Front her schritt Pg. Julius Streicher und rief der Landespolizei zu: „Nicht schießen! Ludendorff marschiert mit uns!" Ludendorff ging unversehrt durch das Feuer auf die schießende Schützenlinie zu. Doch neben Adolf Hitler fiel Dr. von Scheubner-Richter, und Hermann Göring, damals Führer der S.A., wurde schwer verwundet. Unter dem Kugelregen hindurch wälzte er sich in eine naheliegende Apotheke und gab von hier aus die Rückzugsbefehle für die S.A. Im Stöhnen der Sterbenden neigte sich der Tag.

Über der Stadt, die den heranmarschierenden deutschen Revolutionären ihren Jubel entgegengesungen hatte, lag dann eine Weile dumpfes Grauen. Bald aber erlebten die Regierungsmänner, die geglaubt hatten, mit Salvenfeuer siegen und triumphieren zu können, eine unerwartete Verwandlung in der Seele des bayerischen Volkes. Noch am Abend des 9. November durchzogen Tausende die Stadt, und der überall aufbrausende Gesang vaterländischer Lieder war ein einziger Riesenprotest gegen die verräterischen Machthaber in München und Berlin. Die siegreichen Regierungsmänner fanden sich in einer Zone eisiger Einsamkeit, gegen die nur der Volkszorn anlief.

Der Marsch zur Feldherrnhalle hätte nach den ursprünglichen Plänen mit friedlichsten Mitteln die Massen für den Nationalsozialismus gewinnen sollen. Nunmehr aber, da sich die friedliche Absicht zerschlagen hatte und auf dem Asphalt Opfergänger ihres Glaubens lagen, gewann der Todesmarsch seinen Sieg in jene tieferen Schichten der Seele, die ein bloßer Demonstrationszug niemals erreicht. Nicht mehr zum Jubel und zur Begeisterung wurden die Massen in der nachfolgenden Zeit aufgerufen, sondern zum Höchsten: zur Treue und zum Bekenntnis.

Achtzehn junge Leben waren erloschen, und dennoch war der 9. November ein Sieg. Adolf

Hitler hat in seiner Schlußrede im großen Prozeß Worte gesprochen, die ewig denkwürdig bleiben werden: „Die Tat des 8. November ist nicht mißlungen. Sie wäre dann mißlungen, wenn eine Mutter gekommen wäre und gesagt hätte: Herr Hitler, Sie haben auch mein Kind auf dem Gewissen. Aber das darf ich versichern: es ist keine Mutter gekommen. Tausend andere sind gekommen und haben sich in unsere Reihen gestellt . . Das ist das sichtbare Zeichen des Gelingens vom 8. November, daß in seiner Folge sich die Jugend wie eine Sturmflut erhebt und sich zusammenschließt . . ."

So waren diese Tage, der 8. und 9. November, eine erste drohende Mahnung, die sehr ernste Ankündigung eines bis zur Entscheidung vortragenden Kampfes gegen die in Deutschland herrschenden neuen Gewalten. Schon damals war zu erkennen gewesen, daß die Weimarer Republik aus der Kraft ihrer eigenen Mittel und eigenen Ideen diesem Sturm nicht begegnen konnte. Die Biographin des damaligen Reichskanzlers Stresemann erzählt, daß Stresemann noch in der gleichen Nacht eine Kabinettssitzung einberufen hatte, weil ihm war, als breche die finis Germaniae, der Untergang der Republik, herein.

In ihrer ganzen Ratlosigkeit saßen die verschlafenen Minister da, die man aus den Betten geholt hatte, bedrückt und nur mit flüsternden Stimmen. Einer der bedeutendsten Männer in diesem Kabinett aber fehlte. Es war Unruhe und Sorge da, weil gerade er fehlte. Da öffnete sich die Tür — und ließ plötzlich einen Gang frei, als ob alle instinktiv zurückgewichen wären. General von Seeckt ging durch das unwillkürliche Spalier der Erwartung, groß, schmal, in der enganliegenden, feldgrauen Uniform, ohne jede Spur des hastigen Aufbruchs . . . In dem unbeweglichen Gesicht zuckte keine Muskel. Alle Blicke, die sich ängstlich forschend an ihn hefteten, prallten an der steinernen Maske ab. Dann berichtete Stresemann. Seine Stimme war schon längst verhallt — und General von Seeckt schwieg noch immer . . . Durch die Anwesenden jagte das ängstliche Gefühl, als ob ihre ganze Erregung, die Furcht, die sie schüttelte, die Sorge um das Morgen, die an ihren Nerven riß, diesen Mann nichts angingen . . . Ebert hielt es nicht länger aus. Er sprang auf und lief erregt durchs Zimmer. Seine Stimme hatte einen leisen Ton der Heiserkeit, als er die Frage stellte, die in jedem Hirn rumorte: „Und die Reichswehr, Herr General, hält sie zum Reich oder zu Bayern?" Seeckt sah den Sprechenden an. Eine blaue Flamme schoß plötzlich in seinem Blick auf und war wieder verschwunden. „Die Reichswehr hält zu mir, Herr Präsident."

Am anderen Tag war General v. Seeckt zum Inhaber der gesamten vollziehenden Gewalt im Reich bestellt. Das bedeutete: in einer Stunde, da sie vor einer Entscheidung stand, hat die Weimarer Republik mitsamt ihren tönenden, lärmenden, schellenlauten Grundsätzen von Freiheit und Parlament und Volkswillen kläglich kapituliert und sich wieder hinter die Gewehre eines Soldatentums geflüchtet, das offiziell keinen Kurswert mehr besaß. Immer wieder sollte es auch fortan so sein, auch in der besser konsolidierten Republik der späteren Jahre: wenn sie ihre eigenen parlamentarischen Grundsätze zu einem Waffengang stellen sollte, der Entscheidungen bringen konnte, brachen ihre freiheitlichen Theorien zusammen, und sie rief die Gewalt: Polizei, Notverordnungen, Gummiknüppel, Gewehre. Der 9. November hätte gewiß, auch wenn er äußerlich gelungen wäre, das Dritte Reich noch nicht gebracht. Aber schon dieser Teilkampf im Ringen um das Reich hatte gezeigt, daß das System von Weimar seine verderbliche Politik auf einer brüchigen Grundlage trieb und in sich selber, seinen eigentlichen Ideologien, keine tragenden Stützen besaß.

Der 9. November hat endlich den bayerischen Separatismus in seinen gefährlichsten Formen für immer zerschlagen. Kahr und seine Leute hatten seit Wochen den Marsch auf Berlin — ihren eigenen Marsch auf Berlin — planmäßig vorbereitet, anders in ihren Zielen als Adolf Hitler, der doch an sich die gleiche Parole verkündete. Sie hatten Steuergelder für Bayern zurückbehalten, sie hatten Reichsbankgelder für Bayern beschlagnahmt, sie hatten an der nördlichen Grenze Bayerns legale und illegale Truppen Stellung beziehen lassen, sie hatten für den 12. November Pläne im Hintergrund, die sie Adolf Hitler, dem Partner vieler Besprechungen, sorgsam verschwiegen. Entscheidungen waren zu jeder Minute fällig — Entscheidungen gegen das Reich. Als aber Adolf Hitler seine Entscheidung — die Entscheidung für die Gewinnung

des Reiches — in den Vordergrund schob, waren die gefährlichen Pläne der anderen für immer durchkreuzt. Der bayerische Partikularismus mußte nun alle geheimen und halbgeheimen Absichten fallen lassen. Kaum war der Zug der deutschen Revolution an der Feldherrnhalle zusammengeschossen, da geschah es, daß die Machthaber Bayerns, die sich seit Monaten nur als Rebellen gegen das rote Berlin gebärdet hatten, vor diesem gleichen Berlin zu Kreuze krochen und huldigten. „Der Konflikt zwischen Bayern und dem Reich ist jetzt beglichen", schrieb die Presse. Und über dem Blut der Erschossenen warfen sich die wiederversöhnten Gegner die Bälle ihres Einverständnisses in Gestalt von Erklärungen zu, die den besiegten Nationalsozialismus beschimpften. „Trug und Wortbruch ehrgeiziger Gesellen" rief Kahr, der Statthalter einer eingebildeten weißblauen Monarchie, und neigte sich vor den Herren der schwarzrotgoldenen Republik. „Eine bewaffnete Horde hat sich angemaßt, Herrn Hitler, der erst vor kurzem die deutsche Staatsangehörigkeit erworben hat, zum Leiter der Geschicke Deutschlands zu bestimmen", zeterten, obendrein schlecht unterrichtet, Ebert und Stresemann und blickten verzeihend auf das demütige Bayern herab, das eben noch als der Sitz aller schwarzweißroten Gefahren gegolten hatte. Nun war es klein und kläglich geworden. Nun bettelte es darum, wieder in Gnaden angenommen zu werden.

Die Bitte wurde erfüllt. Ebert der Marxist, Stresemann der Liberale, Josef Wirth der Klerikale öffneten den reuigen Sündern aus dem noch klerikaleren Süden milde die Arme. Und unverwischbar schieden sich fortan die Fronten. Auf der einen Seite konsolidierte sich das „System", die Einheitsfront all der bunten politischen Gruppen — roter, schwarzer, schwarzrotgoldener, weißblauer, jüdischer —, die ihr einziges Amt darin sahen, den schwankenden Weimarer Zustand zu v e r t e i d i g e n: eine Front der Verlegenheit und der ewigen Angst. Auf der anderen Seite ging eine Saat auf, die ihre Wurzeln in das edelste Erdreich senkte, in tapfere Herzen.

Ganz von vorne hat der Nationalsozialismus wieder anfangen müssen — äußerlich. Aber was er errungen hatte, war die erste B e w ä h r u n g. Denn wahrhaft hohe Werke beweisen sich erst, wenn sie mit Blut gekittet worden sind. Als der Marsch zur Feldherrnhalle in Schüssen und Tod zusammenbrach, schien das Ende gekommen. Doch von der gleichen Stätte, die das erste heldische Opfer für den jungen nationalsozialistischen Glauben gesehen hatte, ging der neue nationalsozialistische Marsch aus: der Werbemarsch in die Herzen des erwachenden Volkes, der Siegesmarsch auf die Zinnen des Reichs.

Ein Völkerschicksal von 70 Millionen liegt auf der Waagschale des ewigen Weltgerichtes, und was vielleicht nur an Stunden versäumt wird, vermögen Jahrhunderte nicht mehr gutzumachen. In dieser Überzeugung hielten wir am 8. November 1923 die Stunde für gekommen. Ob wir recht gehandelt haben, wird letzten Endes kein Staatsanwalt und kein Gerichtshof des Augenblickes entscheiden, sondern dereinst die deutsche Geschichte.

Adolf Hitler in seiner Schrift „Warum mußte ein 8. November kommen?"

Fragekasten

A. B., Niederschönhausen.

Ihre Ausführungen entsprechen der gegenwärtigen Gesetzeslage. Wir verweisen im einzelnen jedoch auf die Darlegungen in dem Aufsatz des Herrn Oberlandesgerichtspräsidenten Dr. Bergmann „Arisch-jüdische Mischehen" (Zeitschrift für Standesamtswesen 1934 Nr. 23 Seite 425) sowie die Urteile des Reichsgerichtes vom 12. Juli 1934 IV 94/34 und IV 84/34 (Zeitschrift für Standesamtswesen 1934 Nr. 23 Seite 419). Es ist somit eine Scheidungs- o. ä. Möglichkeit bei dem von Ihnen vorgetragenen Sachverhalt zurzeit noch nicht gegeben. Es bedarf dazu einer besonderen gesetzlichen Ermächtigung. Ob eine solche zu erwarten ist, steht noch dahin. Die bezeichnete Nummer der Zeitschrift für Standesamtswesen kann auf dem dortigen zuständigen Standesamt eingesehen werden.

W. O., Böhlen.

Rangabzeichen als Politischer Leiter darf nur tragen, wer von der zuständigen Dienststelle zum Politischen Leiter mit der Berechtigung zum Tragen einer Uniform in dem entsprechenden Dienstrang ernannt worden ist. Zum Beispiel: Zellenleiter: 2 Winkel auf hellbraunem Tuchspiegel; Blockleiter: 1 Winkel auf hellbraunem Tuchspiegel. Zellenwalter der Deutschen Arbeitsfront können, wenn sie Parteigenossen sind, den Dienstrang als Blockleiter erhalten. Die Entscheidung fällt der zuständige Hoheitsträger. Dasselbe gilt für den Zellenwart der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude". Block*walter* und Block*warte* sind vorerst ohne Dienstrang.

H. T., Münster.

Das Schlesische Bewährungsabzeichen (Schlesischer Adler) ist ein Erinnerungsabzeichen, das am 16. Juni 1919 vom damaligen Generalkommando des VI. A.K. gestiftet und als äußeres Zeichen der ehrenden Erinnerung an die Verteidigung der bedrohten Provinz Schlesien ursprünglich nur für Angehörige der dem VI. A.K. unterstellten Grenzschutzformationen bestimmt war, späterhin aber auch an Zivilpersonen, die sich in hervorragender Weise um das Deutschtum in Oberschlesien verdient gemacht haben, verliehen wurde. Die Verleihung wurde nach Aufgehen des Generalkommandos des VI. A.K. in die Befehlsstelle VI von dieser und nach deren Auflösung von der 2. Kavalleriedivision (Breslau) weiter vorgenommen. Am 15. April 1921 ist die Verleihung des Schlesischen Bewährungsabzeichens (Schlesischer Adler) endgültig eingestellt worden.

R. G., Köln.

Eine Kennzeichnung der Politischen Leiter hinsichtlich der Dauer ihrer Zugehörigkeit zur NSDAP., etwa wie bei der SA. durch Ärmelstreifen, ist nicht vorgesehen; ebensowenig ist in Aussicht genommen, den Verletzten der Bewegung ein Verwundetenabzeichen zu verleihen.

W. M., Schwarzenberg.

Auf dem Dienstanzug des Politischen Leiters dürfen Abzeichen anderer Gliederungen der Partei nicht getragen werden.

W. M., Friedrichshagen.

Es ist in absehbarer Zeit nicht mit einer Aufhebung der Aufnahmesperre seitens der Parteileitung zu rechnen. Das gilt auch für SA.-Angehörige.

J. L., Bedburdyck.

Die Zugehörigkeit zur Technischen Nothilfe vor der Machtübernahme berechtigt nicht zum Tragen der Ärmelstreifen für altgediente SA.-Männer.

A. B., Berlin.

Es ist allein Sache des Ortsgruppenleiters, zu entscheiden, ob ein Politischer Leiter seines Bereichs abzusetzen ist oder ob dieser, falls er krank geworden, erneut mit dem Amt eines Politischen Leiters beauftragt wird. Im Falle einer Beurlaubung des Politischen Leiters darf dieser selbstverständlich die Uniform tragen.

H. J., Frankfurt a. M.

1. Die NS.-Hago ist ein Amt in der Partei, der nur Parteigenossen angehören dürfen. Die Verbindung mit der DAF. ist durch die Führung und Stellung von Waltern für die Reichsbetriebsgemeinschaften Handel und Handwerk gegeben.
2. Arbeiter-, Angestellten- und Unternehmerverbände sind aufgelöst und deren ehemaligen Mitglieder als Einzelmitglieder in die Deutsche Arbeitsfront eingegliedert.
3. Die NSBO. ist wie die NS.-Hago ein Amt in der Partei und stellt die Walter für die Reichsbetriebsgemeinschaften 1—16.
4. Die NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude" ist ein Amt im Hauptamt der NSBO.
5. Der Reichsnährstand und die Reichskulturkammer sind Körperschaften öffentlichen Rechts, durch das Reichsministerium für Ernährung und Landwirtschaft und das Reichspropagandaministerium gebildet. Beide, Reichsnährstand und Reichskulturkammer, sind gesetzlich anerkannte Stände, die nicht der NSDAP. direkt unterstellt sind.

   Der Reichsbund der Deutschen Beamten, der NS.-Lehrerbund und der NS.-Juristenbund sind keine Körperschaften öffentlichen Rechts, sondern Organisationen, die von Ämtern der NSDAP. betreut werden; z. B. das Amt für Beamte der NSDAP. betreut den Reichsbund der Deutschen Beamten, das Amt für Erzieher den NS.-Lehrerbund, und das Reichsrechtsamt den NS.-Juristenbund.

K. Pf., Deutsch-Tschammendorf.

Der Stiefvater ist mit seinen Stiefkindern nach den allgemeinen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches nicht verwandt, sondern *verschwägert*. Die Stiefkinder gehören daher auch nicht zu den gesetzlichen Anerben des Bauern, da der Erbhof der Blutsverwandtschaft erhalten bleiben soll. Gesetzlicher Anerbe ist in dem von Ihnen angeführten Falle der Schwestersohn. Jedoch besteht die Möglichkeit, daß der Bauer einen Stiefsohn adoptiert. Alsdann könnte das Anerbengericht für den nächsten auf das Inkrafttreten des Reichserbhofgesetzes folgenden Erbfall zulassen, daß dieser Stiefsohn von dem Bauern zum Anerben bestimmt wird, wenn er beim Inkrafttreten des Gesetzes bereits längere Zeit wie ein Kind im Hause des Bauern gelebt hat.

Das deutsche Buch

Alfred Rosenberg:

„An die Dunkelmänner unserer Zeit“

Hoheneichen-Verlag, München, 1935. 0,80 RM.

Bei der Mehrheit aller Deutschen, die in der römischen Geistesrichtung, in der zersetzenden Durchdringung unseres Volkes mit jesuitischem Gedankengut eine wesentliche Ursache völkischen Niederganges durch die Jahrhunderte erblicken, hat das Hauptwerk Alfred Rosenbergs „Der Mythus des 20. Jahrhunderts“ wie eine Erlösung gewirkt. Bei einer Minderheit jedoch ist unter klerikaler Führung dieses Werk zum Objekt fortgesetzter Angriffe geworden, die angeblich auf den „Privatmann“ Rosenberg hinzielen, in Wahrheit aber das Fundament der nationalsozialistischen Weltanschauung untergraben sollen. Es ist ein verdeckter, zäher Kampf, eröffnet mit der feierlichen Verdammung des „Mythus“ durch die katholische Kirche im Jahre 1933 und seither beharrlich weitergeführt auf fast allen Gebieten des täglichen Lebens. Hierbei hat der Klerus im Verein mit einigen Drahtziehern des verflossenen Zentrums als Sprachrohr eine Broschüre herausgegeben, die sich „Studien zum Mythus des 20. Jahrhunderts“ nennt und die der Bischof von Münster mit einem Geleitwort versehen hat. Anonym bieten hier „Fachgelehrte“ Kostproben ihrer jesuitischen Fertigkeit und suchen mit Schlichen, Kniffen, ja, sogar mit offensichtlichen Trugschlüssen die wissenschaftliche Unhaltbarkeit des „Mythus“ zu beweisen.

Indes, man hat mit den „Studien“ keine Bastion im Kampf gegen die nationalsozialistische Weltanschauung zu erbauen vermocht, sondern nur ein Kartenhaus, das kläglich jetzt in alle Winde zerstiebt, da Alfred Rosenberg seinen und damit auch unseren Widersachern geantwortet hat. „An die Dunkelmänner unserer Zeit“ heißt dieses Buch, eine vortreffliche Ergänzung des „Mythus“, geschrieben nicht nur mit der erforderlichen Schärfe, sondern auch mit einer tiefgründigen Klarheit und sachlichen Lauterkeit, wie sie diesem Philosophen immer eigen gewesen. Darüber hinaus aber stellt das neue Werk Rosenbergs ein Unterpfand für die Sicherung konfessioneller Freiheit dar, die im Dritten Reich niemals der Unduldsamkeit einer römischgebundenen Minderheit zum Opfer fallen wird. Und zugleich ist das Buch eine Warnung an jene, die noch immer meinen, der Gesamtheit des deutschen Volkes ein fremdes Fühlen und Denken diktieren zu können. Möge daher die neue Schrift Rosenbergs in die Hände derer gelangen, die als wahre Deutsche Suchende sind nach einer arteigenen Geisteshaltung.

z. M.

Robert Ley:

Durchbruch der sozialen Ehre

Verlag der Deutschen Arbeitsfront, Berlin, 1935, RM. 4,50.

Dieses ausgezeichnete Buch enthält eine Sammlung von grundlegenden Ideen zur Neuordnung des sozialen Lebens, die Dr. Ley als Führer der Deutschen Arbeitsfront in seinen Reden bei wichtigen Anlässen ausgesprochen hat. Es sind hier die großen Gedanken des Nationalsozialismus zusammengestellt; es ist geschildert, wie weit sie in den ersten beiden Jahren nach der Machtergreifung bereits in die Wirklichkeit umgesetzt worden sind.

Bis jetzt gibt es noch keine geschlossene Soziallehre der nationalsozialistischen Weltanschauung, denn erst allmählich wachsen die neuen sozialistischen Formen des Dritten Reiches aus den Erfahrungstatsachen der vom Nationalsozialismus geschaffenen Organisationen heraus. So sind denn diese Reden und Gedankengänge des mit der Führung dieser Organisationen betrauten Reichsleiters der N.S.D.A.P. der direkte und unmittelbare Eindruck von dem bisherigen Aufbau auf diesem Gebiet. Hier wird eine Entwicklungszeit erkennbar, in der aber schon jetzt eindeutig die Linie vorgezeichnet ist für ein umfassendes Werk über den deutschen Sozialismus und seine Ordnung.

Aber noch einen anderen Eindruck vermittelt dieses Buch: Liebe eines ganzen Mannes zur Seele des deutschen Arbeiters, Kampf einer Persönlichkeit um die Gleichberechtigung des schaffenden Menschen im Volksganzen. Aus den Seiten dieses Buches spürt man den Pulsschlag denkwürdigen Geschehens: die revolutionäre Wandlung des „Proleten“ zum deutschen Arbeitsmann. Ein gestaltender Deutscher, ein Kampfgenosse des Führers spricht zu den deutschen Schaffenden! Je.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„Germanien zur Eisenzeit“ und „Der Kampf um den Rhein“

W. La Baume:

Urgeschichte der Ostgermanen

Verlagsgesellschaft Paul Rosenberg, Danzig, 1934. Preis 6 RM.

E. Petersen:

Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen

Verlag De Gruyter, Berlin, 1929. Preis 28 RM.

„Der 9. November 1923“

Adolf Hitler:

Mein Kampf

Eher-Verlag, München, 1934. 7,20 RM.

Adolf Hitler:

Warum mußte ein 8. November kommen?

J. F. Lehmanns Verlag, München, 1925. 0,30 RM.

Alfred Rosenberg:

Blut und Ehre

Eher-Verlag, München, 1934. 4,50 RM.

Die Aufnahmen unserer Bildbeilagen stammen von: Reichsparteitagfilm 1934 „Triumph des Willens“ (S. 8 a); Titzenthaler, Berlin (S. 8 b); Deutscher Kunstverlag und Dr. Stoedtner (Vorgeschichte); Leredvai-Dirksen (40 a); Nicolai-Berlin (40 b).

Auflage der Maifolge: 1090000

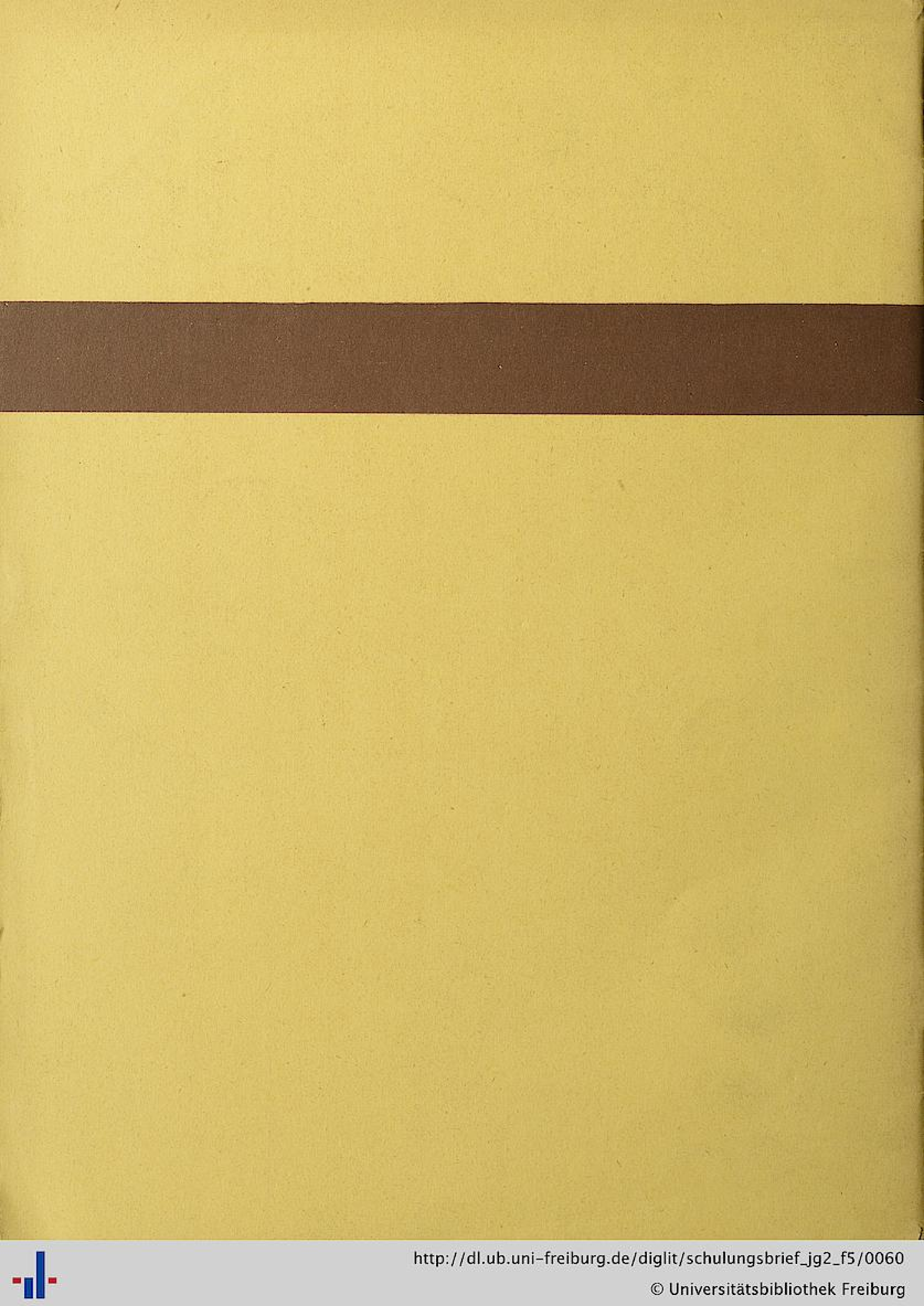
Nachdruck auch auszugsweise nur mit Genehmigung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter Dr. Max Frauendorfer. Hauptschriftleiter und verantwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Jeserich, Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf A 2 Flora 0019. Verlag: Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin SW 68.



Die Kampfzeitung der SS

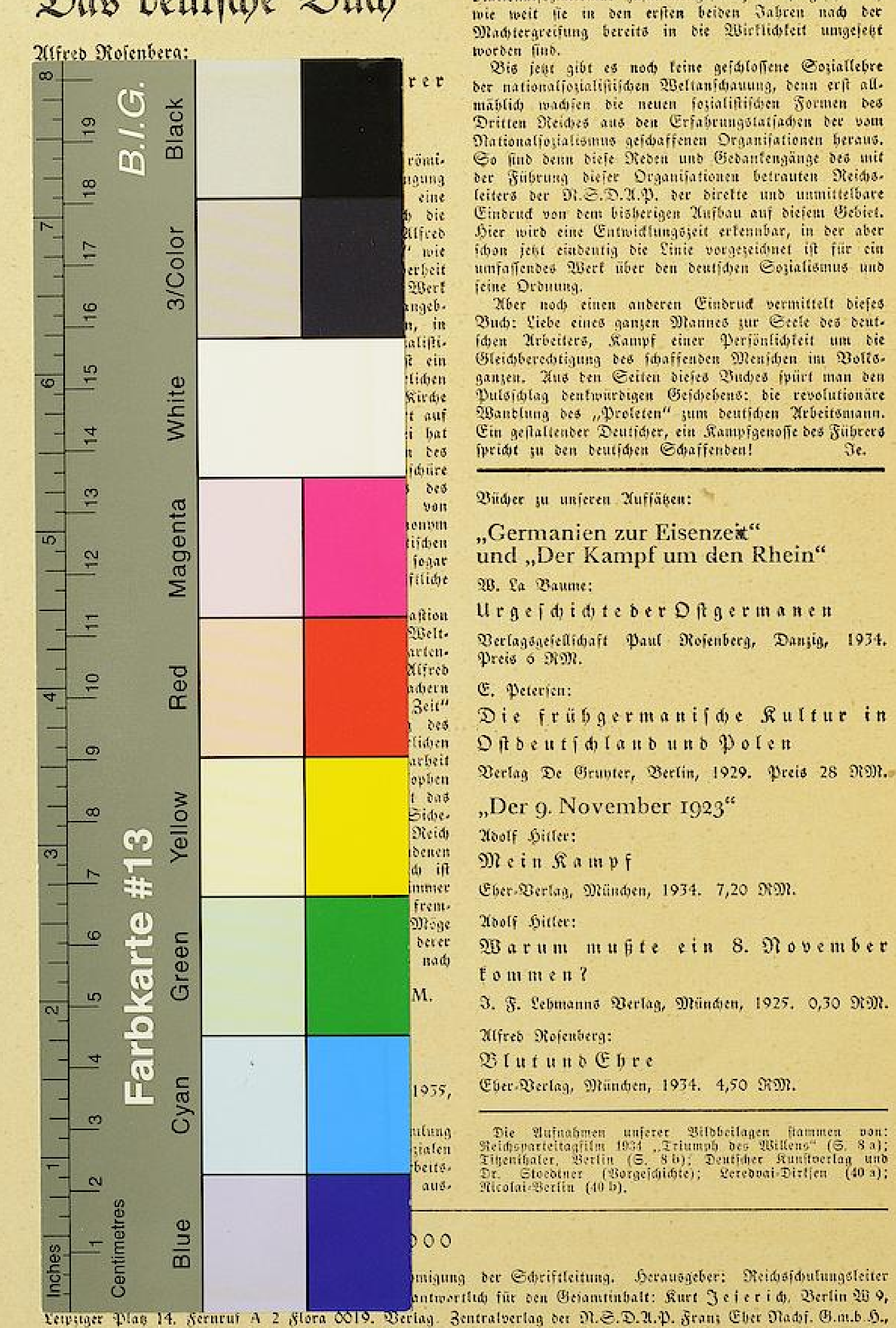
ist Hüterin nordischen Gedankengutes und deutschen Wehrwillens, ist geistiger und weltanschaulicher Wegweiser inmitten der großen SS-Kameradschaft

Jeden Mittwoch neu! Überall für 15 Pfennig zu haben



Das deutsche Buch

Alfred Rosenberg:



...rer

...römi-
...igung
... eine
...h die
...Alfred
...“ wie
...erheit
...Werk
...ngeb-
...n, in
...alisti-
...t ein
...lichen
...Kirche
...t auf
...i hat
...n des
...schüre
... des
... von
...enden
...tischen
... sogar
...stliche

...astion
...Welt-
...arten-
...Alfred
...ndern
...Zeit“
... des
...lichen
...arbeit
...ophen
...t das
...Siche-
...Reich
...denen
...ch ist
...immer
... frem-
...Möge
... derer
... nach

...M.

...1935,

...ulung
...zialen
...beits-
... aus-

gesprochen hat. Es sind hier die großen Gedanken des Nationalsozialismus zusammengestellt; es ist geschildert, wie weit sie in den ersten beiden Jahren nach der Machtergreifung bereits in die Wirklichkeit umgesetzt worden sind.

Bis jetzt gibt es noch keine geschlossene Soziallehre der nationalsozialistischen Weltanschauung, denn erst allmählich wachsen die neuen sozialistischen Formen des Dritten Reiches aus den Erfahrungstatsachen der vom Nationalsozialismus geschaffenen Organisationen heraus. So sind denn diese Reden und Gedankengänge des mit der Führung dieser Organisationen betrauten Reichsleiters der N.S.D.A.P. der direkte und unmittelbare Eindruck von dem bisherigen Aufbau auf diesem Gebiet. Hier wird eine Entwicklungszeit erkennbar, in der aber schon jetzt eindeutig die Linie vorgezeichnet ist für ein umfassendes Werk über den deutschen Sozialismus und seine Ordnung.

Aber noch einen anderen Eindruck vermittelt dieses Buch: Liebe eines ganzen Mannes zur Seele des deutschen Arbeiters, Kampf einer Persönlichkeit um die Gleichberechtigung des schaffenden Menschen im Volksganzen. Aus den Seiten dieses Buches spürt man den Pulsschlag denkwürdigen Geschehens: die revolutionäre Wandlung des „Proleten“ zum deutschen Arbeitsmann. Ein gestaltender Deutscher, ein Kampfgenosse des Führers spricht zu den deutschen Schaffenden! Je.

Bücher zu unseren Aufsätzen:

„Germanien zur Eisenzeit“ und „Der Kampf um den Rhein“

W. La Baume:

Urgeschichte der Ostgermanen

Verlagsgesellschaft Paul Rosenberg, Danzig, 1934. Preis 6 RM.

E. Petersen:

Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen

Verlag De Gruyter, Berlin, 1929. Preis 28 RM.

„Der 9. November 1923“

Adolf Hitler:

Mein Kampf

Eher-Verlag, München, 1934. 7,20 RM.

Adolf Hitler:

Warum mußte ein 8. November kommen?

J. F. Lehmanns Verlag, München, 1925. 0,30 RM.

Alfred Rosenberg:

Blut und Ehre

Eher-Verlag, München, 1934. 4,50 RM.

Die Aufnahmen unserer Bildbeilagen stammen von: Reichsparteitagfilm 1934 „Triumph des Willens“ (S. 8 a); Titzenthaler, Berlin (S. 8 b); Deutscher Kunstverlag und Dr. Stoedtner (Vorgeschichte); Leredvai-Dirksen (40 a); Nicolai-Berlin (40 b).

...000

...migung der Schriftleitung. Herausgeber: Reichsschulungsleiter ...antwortlich für den Gesamtinhalt: Kurt Jeserich, Berlin W 9, Leipziger Platz 14. Fernruf A 2 Flora 0019. Verlag. Zentralverlag der N.S.D.A.P. Franz Eher Nachf. G.m.b.H., Berlin SW 68, Zimmerstraße 88. Fernruf A 1 Jäger 0022. Druck: Müller & Sohn G.m.b.H., Berlin SW 68.